

Christiane Schurian-Bremecker (Hg.)

» Ich
bin
ich...«

Migration
und
Erinnerung

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen
Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über
<http://dnb.d-nb.de> abrufbar

ISBN print: 978-3-89958-722-7

ISBN online: 978-3-89958-723-4

URN: urn:nbn:de:0002-7232

© 2009, kassel university press GmbH, Kassel
www.upress.uni-kassel.de

Printed in Germany

Grußwort

Die Initiative von Frau Dr. Schurian-Bremecker von der Universität Kassel begrüße ich sehr und freue mich über diese interessanten Interviews. Wir haben in der Bundesrepublik und auch in Kassel seit ungefähr 50 Jahren Zuwanderung von Menschen aus den Mittelmeerländern, die anfangs nur für kurze Zeit, als sogenannte „Gastarbeiter“, kommen wollten. Ältere Leser und Leserinnen unter Ihnen erinnern sich sicher noch daran, wie die ersten Italiener unsere Bevölkerung „bunter“ machten. Wer kannte bis dahin Spaghetti, das Lieblingsessen unserer Kinder, das mittlerweile aus unseren Küchen nicht mehr wegzudenken ist.

Aus den Gastarbeitern wurden Mitbürgerinnen und Mitbürger, denn es fanden Familiengründungen statt oder die „zurückgelassenen“ Familien zogen nach Deutschland beziehungsweise nach Kassel.

Heute ist das Zusammenleben verschiedener Kulturen selbstverständlich und hat unsere Gesellschaft kulturell sehr bereichert. Dass es auch Probleme gibt, möchte ich nicht verschweigen, aber diese stehen vielfach eher im Fokus der Berichterstattung als die bereichernde Vielfalt.

Das Buch greift ein Thema auf, das unser Stadtmuseum mit der Ausstellung „Neu-Kasseler aus dem Mittelmeerraum“ 2002 auch als Ausstellung umgesetzt hatte. Mit Hilfe erzählter Lebenserinnerungen, privater Fotografien und persönlicher Erinnerungsobjekte haben sich die Macher der Ausstellung, Kerstin Eckstein und Alexander Link, dem höchst komplexen Thema genähert. Geschichte wurde darüber lebendig. Das vorliegende Buch ist eine wunderbare Ergänzung und führt uns noch einmal zurück an den Anfang, die authentische und daher unverfälschte

Sichtweise der zugewanderten Kasseler, die hier ihre Heimat gefunden haben. Es macht die persönliche Seite der Menschen mit Einwanderungsgeschichte vor unserem inneren Auge erlebbar. Zeitzeugenberichte halten die Geschichte lebendig und sind für uns unverzichtbar.



Bertram Hilgen
Oberbürgermeister
Stadt Kassel

Vorwort

Ohne Migration gäbe es Europa und die Bundesrepublik Deutschland in ihrer historischen und gegenwärtigen Form nicht. Denn schon immer – nicht erst seit dem 19. Jahrhundert – verließen Menschen Mitteleuropa, andere kamen aus den unterschiedlichsten Gründen hierher. Migrationsprozesse sind ein wichtiger Teil der europäischen und deutschen Erfahrung. Im öffentlichen Bewusstsein ist die Bedeutung und der Einfluss der Migrationsbewegungen auf unsere Gesellschaft jedoch kaum vorhanden. Vor allem als Folge der Politik der Arbeitskräfteanwerbung im Nachkriegsdeutschland leben in der Bundesrepublik Deutschland über 15 Millionen¹ Menschen mit komplexen Migrationserfahrungen. Diese Entwicklungen haben neue Bewegungs- und Aufenthaltsmuster hervorgerufen, die über unsere Gesellschaft hinausgehende Dimensionen annehmen und neue Perspektiven eröffnen.

Wir verlassen die Gegenwart, gehen einen Schritt zurück und fragen: Wie war das eigentlich vor 50 Jahren, damals als die ersten „Gastarbeiterinnen und Gastarbeiter“² zu uns kamen? Denken wir, die wir hier geboren und aufgewachsen sind, an Baracken, in denen Menschen aus südlichen Ländern wohnten, mit denen wir nicht viel zu tun hatten? Ab und zu trafen wir auf der Straße, manchmal an unserem Arbeitsplatz diejenigen, die anders aussahen und anders sprachen als wir. Dann beugten wir diese Menschen unsicher: Fremde, und das Fremde fasziniert uns. Fremde, und das Fremde ängstigt uns. Wie war das damals? Standen sie am Bahnhof in Gruppen zusammen, um gemeinschaftlich an die Heimat zu denken, um der Heimat, wenn

¹ Im Jahr 2005 betrug der Anteil der Personen mit Migrationshintergrund in Deutschland 15,3 Millionen. Quelle: Statistisches Bundesamt 2007, Mikrozensus

² Damals kamen die befragten Menschen, die mittlerweile Mitbürger geworden sind, als Gastarbeiter in die Bundesrepublik Deutschland. Der Terminus „Gastarbeiter“ verdeutlicht den Status „arbeitender Gast“, der bald wieder das Land verlässt. Vgl. hierzu auch die Ausführungen bei Klaus Geiger in diesem Band und die persönliche Auseinandersetzung mit dem Begriff „Gastarbeiter“ eines Interviewpartners, festgehalten in der Kastengeschichte „Gast als Arbeiter“ in Kapitel 3.2.

auch nur in Gedanken, etwas näher zu sein? Wenn wir Lieder wie „Griechischer Wein“ von Udo Jürgens hören, dann denken wir „Ja, so müsste es gewesen sein.“

Uns genügten unsere Erinnerungen und die Lieder von Schlagersängern nicht, wir wollten es genauer wissen. Aus diesem Grund befragten wir „Gastarbeiterinnen und Gastarbeiter der ersten Stunde“. Wir wollten wissen, warum sie hierher gekommen sind, wie sie sich gefühlt haben als sie kamen, was sie gedacht haben über uns und über unser Land und wie sie ihre Entscheidung, ihre Heimat zu verlassen, heute bewerten.

In leitfadengestützten Interviews haben wir „Gastarbeiterinnen und Gastarbeiter der ersten Stunde“ nach ihren Erlebnissen bei der Einreise nach Deutschland bzw. der Ankunft in der Stadt Kassel mit all ihren Eindrücken, Unsicherheiten, Hoffnungen etc. befragt.³ Die Ergebnisse haben wir dokumentiert und wir veröffentlichen sie nun, um sie einem breiten Publikum zugänglich zu machen.

Die Publikation beginnt mit einem Artikel von Klaus Geiger. Er führt in das Thema ein, indem er die Migrationsgeschehnisse seit dem ersten Anwerbeabkommen der Bundesrepublik Deutschland mit Italien im Jahre 1955 schildert. Es folgt eine Auseinandersetzung mit den Formen des Erinnerens und eine Diskussion von Einflüssen auf Erinnerungen. Aufbauend auf der theoretischen Einführung schließt sich die Darstellung empirischer Ergebnisse an. In diesem Band müssen wir uns in der Darstellung beschränken.⁴ Zunächst stellen wir ein lebensgeschichtliches Portrait jedes einzelnen Probanden und jeder einzelnen Probandin vor. Dann

³ Es handelt sich um ein Forschungsprojekt, welches im Rahmen eines Seminars zur Einübung empirischer Feldforschungsmethoden an der Universität Kassel im WS 2008/ 2009 und SS 2009 am Fachbereich Sozialwesen unter Anleitung von Christiane Schurian-Bremecker stattfand. Die Beiträge, die sich auf die Ergebnisse des Projektes beziehen (Kap. 3.1 und Kap. 3.2) wurden von den Studierenden selbst verfasst. Im Anhang sind alle Studierenden mit ihren jeweiligen Aufgabengebieten aufgeführt.

⁴ Wir verweisen in diesem Zusammenhang auf die Internetadresse <http://www.upress.uni-kassel.de/publi/abstract.php?978-3-89958-722-7>, unter der weitergehende Informationen einsehbar sind.

haben wir die Aussagen in den Interviews nach verschiedenen thematischen Bereichen geordnet. Wir beginnen mit Ausführungen zur Motivation und Vorgeschichte der Migration. Es folgen Berichte über erste Erlebnisse und interkulturelle Begegnungen im Einwanderungsland. Immer wieder haben wir der persönlichen Wahrnehmung Raum gegeben, die Probandinnen und Probanden erzählen von ihrer familiären Situation und ihren individuellen Erlebnissen. Wir schließen mit durch die Migration bedingten Veränderungen und einer abschließenden Bewertung der Migrationsentscheidung unserer Gesprächspartner und –partnerinnen. In jedem Themenkomplex wählen wir aussagekräftige Zitate aus den Interviews, die wie kleine Geschichten eingestreut sind. Die individuellen Erinnerungen von Migrantinnen und Migranten und die persönlichen Erfahrungen, die mit dem Einwanderungsprozess verbunden sind, lassen Geschichte von der subjektiven Seite her lebendig werden. Einen Einblick in die individuellen Lebensumstände vermitteln auch die Fotografien, welche uns die Probandinnen und Probanden zur Verfügung stellten. Sie dienen nicht nur der Illustration des Gesagten, sondern vermitteln darüber hinaus eine Alltagswelt, die zeitgeschichtliche und individuelle Bezüge herstellt.

Die Diversität der Lebensgeschichten entwickelt ihre anschauliche Dynamik aufgrund der engagierten Herangehensweise der Interviewenden. Ihnen und den „Gastarbeiterinnen und Gastarbeitern der ersten Stunde“, die uns in langen Gesprächen Einblick in ihr Leben gewährten, sei in erster Linie gedankt. Nicht alle Studierenden sind mit einem eigenen Beitrag vertreten. Viele haben ihre Ergebnisse, die in engagierter Zusammenarbeit aller Beteiligten gewonnen wurden, in anderer Form eingebracht, wie etwa durch die konzeptionelle und redaktionelle Mitarbeit innerhalb dieser Veröffentlichung.

Zu danken haben wir an dieser Stelle Personen und Institutionen, die das Zustandekommen der Publikation durch finanzielle und infrastrukturelle Zuwendungen oder andere Formen der Mitarbeit ermöglicht haben: Dem Oberbürgermeister der Stadt Kassel Herrn Bertram Hilgen sowie der Integrationsbeauftragten

Frau Susanne Zinke, der Universität Kassel und ihrem Präsidenten Prof. Dr. Rolf-Dieter Postlep, dem Ausländerbeirat der Stadt Kassel, vor allem Herrn Kamil Saygin, der Walter-Heilwagen-Stiftung und ihrem Vorstandsvorsitzenden Dr. Jürgen Barthel und dem Bildungs- und Förderungswerk der Gewerkschaft Erziehung und Wissenschaft im DGB e.V., insbesondere Prof. Dr. Bernd Overwien und Herrn Mathias Lomb. Nicht zuletzt danken wir Frau Beate Bergner und Frau Susanne Schneider vom kassel university press Verlag für ihre konstruktive Mitarbeit an dem vorliegenden Buchprojekt.

Inhaltsverzeichnis

Grußwort

Vorwort

1.	Migration – Zuzug aus dem Süden _____	11
2.	Migration: ein vielschichtiges Stück Erinnerung _____	35
3.	Projektarbeit: Erinnerung _____	43
3.1	Portraits der Befragten _____	47
3.2	Ausgewählte Aspekte des neuen Lebens _____	65
	Weggehen und ankommen _____	65
	Beginn oder „...das war aber auch nicht so einfach...“ _____	73
	Erlebnisse im zwischenmenschlichen Bereich _____	83
	Von der ersten zur zweiten Generation _____	95
	Rückblick oder „Ich bin ich ...“ _____	105
	Anhang _____	113

Kapitel 1

Migration: Zuzug aus dem Süden - Wie Deutschland und Kassel sich verändert haben

*Von wem die Rede sein soll***1**

„Deutschland ist kein Einwanderungsland“ - das war ein Satz, der über Jahrzehnte in der Bundesrepublik gebetsmühlenhaft wiederholt wurde. Dabei gibt es wenige Länder, in die seit dem Zweiten Weltkrieg so viele Menschen geströmt sind und dort ihren neuen Lebensmittelpunkt gefunden haben. Erinnert sei an die Millionen deutscher und deutschstämmiger Flüchtlinge und Vertriebener, Aussiedler und Spätaussiedler, an ausländische politische Flüchtlinge und Kontingentflüchtlinge und ihre Familienangehörigen. Im Mittelpunkt der Kasseler Ausstellung steht eine andere Gruppe von Zuwanderern, die zwei Dinge gemeinsam haben: Sie kamen ohne deutsche Staatsangehörigkeit bzw. ohne Nachweis deutscher Volkszugehörigkeit, und sie kamen zum Zweck der Arbeitsaufnahme in die Bundesrepublik. Im Ausland zwischen 1955 und 1973 angeworben oder auf der Suche nach Arbeit hierher gekommen, bilden sie zusammen mit nachgezogenen Familienangehörigen und hier geborenen Kindern heute etwa 9 Prozent der bundesdeutschen Bevölkerung.

Sie sind es, die gewöhnlich gemeint sind, wenn von „Ausländern“ die Rede ist - wobei dieser Begriff ebenso korrekt wie irreführend ist. Korrekt ist er, weil ein Großteil dieser Menschen bis heute keine deutsche Staatsangehörigkeit besitzt; nur ein Bruchteil hat sich einbürgern lassen, und bis zur Änderung des deutschen Staatsangehörigkeitsrechts zu Beginn des neuen Jahrtausends wurde der Status des „Ausländers“ vererbt: vom Großvater oder der Großmutter auf den nachgezogenen Vater oder die nachgezogene Mutter und auch auf deren hier geborene Kinder. Irreführend ist die

Bezeichnung freilich deswegen, weil sie verbirgt, dass diese Menschen längst Teil der bundesdeutschen Bevölkerung sind, einen Großteil oder die Gänze ihres Lebens hier verbracht haben, sie also Inländer sind, freilich größtenteils ohne deutschen Pass.

1 Dieser Aufsatz wurde bereits veröffentlicht in: Stadtmuseum Kassel (Hg.): Neu-Kasseler aus dem Mittelmeerraum Veränderungen einer Stadt durch "Gastarbeiter". Marburg 2002, 16-25.

Als zweiter, freundlicher klingender Begriff hat sich „Gastarbeiter“ gehalten, was auf das Spezifische dieser Gruppe - im Unterschied zu Flüchtlingen - hinweist: Die erste Generation dieser ausländischen Inländer ist gekommen, um hier *zu arbeiten*. Im wissenschaftlichen Sprachgebrauch ist von Arbeitsmigranten und -migrantinnen die Rede. Solche hat es in Deutschland über die Jahrhunderte immer wieder gegeben. Im Wilhelminischen Deutschland des Jahres 1907 z.B. waren es über 900 000, die in der deutschen Industrie, im Bauwesen oder in der Landwirtschaft arbeiteten. Die meisten von ihnen kamen aus dem zaristischen Russland, aus der Donaumonarchie, aus Italien oder den Niederlanden. Hinzu kamen die sogenannten Ruhrpolen, Menschen, die polnischer Volkszugehörigkeit, aber preußische Staatsbürger waren und im Ruhrgebiet arbeiteten.

Dass diejenigen, die zwischen 1955 und 1973 kamen, allerdings den Titel „Gastarbeiter“ erhielten, hat einen doppelten Grund. Zum einen hätte das früher geläufige - und in der Schweiz immer noch übliche - „Fremdarbeiter“ zu sehr an eine Vergangenheit erinnert, die eher beschwiegen werden sollte: das Schicksal der Millionen Zwangsarbeiter, die während des Zweiten Weltkrieges nach Deutschland gelockt oder verschleppt worden waren, darunter Kriegsgefangene und KZ-Häftlinge, und die zumeist unter unmenschlichen Bedingungen in der deutschen Industrie oder Landwirtschaft arbeiten mussten. „Gast“ drückt also aus, dass die Angeworbenen freiwillig kamen und dass sie willkommen waren.

Zum anderen verbirgt sich hinter der Bezeichnung „Gast“ noch etwas anderes: Gast ist jemand, der kommt - und dann wieder geht. Genau das war die Vorstellung, die alle an der Anwerbung beteiligten Akteure, in den ersten Jahren zumindest, teilten: die anwerbende Bundesrepublik Deutschland, die acht Herkunftsstaaten rund um das Mittelmeer, die deutschen Bürgerinnen und Bürger und die ausländischen Angeworbenen und Arbeitssuchenden selbst. Gedacht war an einen vorübergehenden Aufenthalt und eine rasche Rückkehr ins Heimatland. Genau so verlief es auch für einen Großteil der Angeworbenen. Sie arbeiteten wenige Jahre in Deutschland, unterstützten ihre Familien in der Heimat mit ihren Geldanweisungen, versuchten zusätzliche Beträge für Landkauf, Hausbau oder den Aufbau eines Ladens oder kleinen

Handwerksbetriebs zu sparen und kehrten dann wieder zurück. Rund vier Millionen blieben am Ende der Anwerbung freilich in der Bundesrepublik und bilden den Kern der etwa 7 Millionen „ausländischer Wohnbevölkerung“ in der heutigen Bundesrepublik.

Wir haben es also mit einem historischen Vorgang zu tun, der zu einer grundlegenden Veränderung der Bundesrepublik geführt hat - entgegen den ursprünglichen Absichten aller Beteiligten. Heute freilich weiterhin von „Gastarbeitern“ zu sprechen, entbehrt nicht der Komik: es trifft nicht die Lebenssituation der seit vierzig Jahren hier Lebenden, schon gar nicht diejenige der hier Geborenen. Und so bekommt die freundliche Bezeichnung „Gast“ einen negativen Unterton: Wie „Ausländer“ verweist sie auf eine Einstellung, wonach diese Menschen nicht zu dieser Gesellschaft gehörten, immer noch nicht. Wir sollten uns an den Begriff „Einwanderer“ und „Einwanderungsgruppen“ gewöhnen. Denn darin drückt sich eher Anerkennung aus - Anerkennung einer veränderten Wirklichkeit, aber auch Anerkennung der Menschen, die Teil der Bundesrepublik geworden sind, z.B. die im Ausstellungstitel apostrophierten „Neu-Kasseler“.

Kurze Geschichte der Anwerbung

Die Eckdaten sind bereits genannt: 1955 und 1973. Die Vorbereitungen reichen freilich weiter zurück als 1955. 1951 war „Aufbau“ keine Metapher, sondern meinte konkret den allmählichen Wiederaufbau der im Krieg zerstörten deutschen Städte. Viele Deutsche meldeten sich bei Anwerbebüros und versuchten, nach Kanada, in die USA oder nach Australien auszureisen. Gleichzeitig kamen Hunderttausende deutsche und deutschstämmige Vertriebene und Flüchtlinge aus dem Osten und wurden vielfach in Lagern untergebracht. Gleichwohl wurde im selben Jahr vom Innenminister die „Ausländerpolizeiverordnung“ von 1938 als wieder anwendbar erklärt, und ein Jahr später setzte der Arbeitsminister die „Verordnung über ausländische Arbeitnehmer“ von 1933 wieder in Kraft. Das heißt, bereits zu Beginn des wirtschaftlichen Aufschwungs der Bundesrepublik gab es Prognosen, wonach der spätere Einbezug ausländischer Arbeits-

kräfte als möglicherweise volkswirtschaftlich attraktiv und notwendig erschien.

Tatsächlich forderten seit dieser Zeit Unternehmer in verschiedenen Branchen - zunächst im Agrarsektor, danach in der Bauwirtschaft und im Hotel- und Gaststättengewerbe, schließlich auch in der Chemie- und Schwerindustrie -, der Staat solle Arbeitskräfte aus dem Ausland anwerben. Grund waren Voraussagen, wonach die zur Verfügung stehenden deutschen Arbeitskräfte knapp würden. Das hatte mehrere Gründe: die Verkürzung der Wochen- wie der Jahresarbeitszeit und die Verlängerung der Ausbildungszeiten, auch der geplante Aufbau der Bundeswehr zählten dazu, aber auch die unattraktiven Arbeitsbedingungen an vielen Arbeitsstätten. Hinzu kam, dass der wirtschaftliche Boom die Verhandlungsposition der Gewerkschaften in einem Maße gestärkt hatte, dass die Arbeit-geberseite nach einem Gegengewicht suchte.

Die Gewerkschaften sträubten sich folgerichtig gegen die Übernahme der Arbeitgeberforderungen durch die Bundesregierung. Sie verwiesen darauf, dass noch keineswegs Vollbeschäftigung bestand. So betrug 1955 die Arbeitslosenrate noch über 5 Prozent. Daneben gab es eine umfangreiche „stille Arbeitskräftereserve“, z.B. Frauen, die in der Kriegsindustrie durchaus willkommen waren, aber durch die Bevölkerungs- und Familienpolitik der fünfziger Jahre ihren Platz wieder bei Herd und Kindern zugewiesen bekommen hatten. Zwar, so lauteten die Stellungnahmen des DGB und der Einzelgewerkschaften, sei ihre Organisation internationalistisch eingestellt. Aber - und das bezog sich auf einen gesellschaftlichen Konsens seit der Weimarer Republik - zunächst seien doch die einheimischen, die deutschen Arbeitskräfte in Brot zu setzen. Derartige Interventionen konnten das erste Anwerbeabkommen, 1955 zwischen der Bundesrepublik Deutschland und dem italienischen Staat geschlossen, nicht verhindern. Durchsetzen konnten die Gewerkschaften allerdings, dass für die angeworbenen ausländischen Arbeiter und Arbeiterinnen auch die Tariflöhne und die Sozialversicherungspflicht gelten sollten. Beides sollte verhindern, dass deutsche Arbeitskräfte der Konkurrenz von Menschen ausgesetzt wären, die zu Dumpingbedingungen arbeiteten. Beide Festlegungen brachten freilich auch den Angeworbenen eine relative soziale

Sicherheit. (Dabei führte der Zustand, dass Menschen Sozialbeiträge bezahlten, aber in der zumeist kurzen Zeit ihres Aufenthalts keine Leistungen einforderten, natürlich auch zu einer Stabilisierung des deutschen Sozialversicherungssystems.)

Ich habe in den letzten Abschnitten immer von „Arbeitskräften“ gesprochen. Bekanntlich wird in fast jeder Skizze zur Arbeitsanwerbung in vielfältiger Variation folgender Satz des Schweizer Schriftstellers Max Frisch zitiert: „Man hat Arbeitskräfte gerufen, und es kamen Menschen.“ Der Satz ist ein moralischer Appell, einen Menschen nicht auf seine ökonomische Nützlichkeit zu reduzieren und ihm menschenwürdige Lebensbedingungen zu gewähren. Der Satz drückt allerdings auch eine Tatsache aus: die Tatsache, dass es sich bei der Anwerbung ausländischer Arbeitskräfte ausschließlich um eine Arbeitsmarktpolitik handelte, um eine staatliche Regulierung des Arbeitsmarktes, und dass die sozialen Folgen für die deutsche Gesellschaft - oder womöglich die Partizipationsrechte der Angeworbenen in dieser Gesellschaft - gänzlich außerhalb des Debattenhorizontes lagen.

Umgesetzt wurde der Vertrag zwischen Italien und der Bundesrepublik durch den Aufbau von Anwerbebüros in italienischen Städten innerhalb der italienischen Arbeitsverwaltung. Interessenten konnten sich in einem mehrstufigen Verfahren, bei dem die deutsche Seite das letzte Wort hatte, um einen Arbeitsplatz in Deutschland bewerben. Sie mussten Arbeitsfähigkeit und vor allem (in hochnotpeinlicher Untersuchung) absolute Gesundheit nachweisen. Der Aufenthalt war zunächst für die Dauer eines Jahres an einen bestimmten Arbeitsplatz gebunden. Die Vermittlung betraf Einzelpersonen, Ledige oder „ledig Gehende“, d.h. Menschen, die ihre Familie in der Heimat zurückließen. Dabei handelte es sich mehrheitlich um junge Männer, aber - was oft vergessen wird - nicht ausschließlich: Etwa 20 Prozent der in die Bundesrepublik Angeworbenen waren junge Frauen.

Angesichts der noch vorhandenen deutschen Arbeitslosen stieg die Zahl der in Italien Angeworbenen nur allmählich. Allerdings gab es von Anfang an neben dem offiziellen einen „zweiten Weg“. In Zeiten des Booms wurde niemand daran gehindert, in die Bundesrepublik

zu kommen, hier eine Arbeitsstelle zu finden und dann mit der befristeten Arbeits- auch eine befristete Aufenthaltsgenehmigung zu erhalten. 1960 folgten Anwerbeabkommen mit Spanien und Griechenland, 1961 mit der Türkei. Dies ist das Jahr, in dem ein starker Anstieg der Zahl ausländischer Arbeitnehmer beginnt. Einerseits gibt es fast keine deutschen Arbeitslosen mehr; andererseits verhindert der Bau der Berliner Mauer, dass Fachkräfte aus der DDR auf den bundesdeutschen Arbeitsmarkt gelangen. In rascher Folge werden daher weitere Verträge mit Marokko (1963), Portugal (1964), Tunesien (1965) und Jugoslawien (1968) geschlossen.

Die Gründe der Bundesrepublik für die Anwerbepolitik sind offensichtlich: Unterstützung des wirtschaftlichen Booms und Regulierung des Arbeitsmarktes. Die Motive derer, die sich anwerben ließen, haben wir teilweise schon erwähnt: Sie wollten weg aus Ländern mit großer Arbeitslosigkeit, geringen Verdienstmöglichkeiten, begrenzten Chancen sozialen Aufstiegs, weg aus Verhältnissen, in denen ihre Familien in prekären Verhältnissen lebten, weg auch aus bedrückenden politischen Verhältnissen (wie in Francos Spanien oder dem Portugal unter Salazar); sie wollten ihre Familien unterstützen und Geld verdienen für eine gesicherte Zukunft und womöglich einen gesellschaftlichen Aufstieg in der Heimat. Die Länder, mit denen die Bundesrepublik die Verträge schloss, erhofften sich: ein Nachlassen sozialen Drucks, der sich aus Arbeitslosigkeit und Unzufriedenheit mit der gesellschaftlichen Situation speiste, das Erwerben von beruflichem Know-how, der dann der wirtschaftlichen Modernisierung des Landes zugute kommen würde, und den Zufluss von Devisen zum Stopfen der Haushaltslöcher. (Allein das letzte Ziel wurde dank der hohen Sparquote der Emigranten und Emigrantinnen erreicht, die beiden andern nicht.)

In der Bundesrepublik waren die Angeworbenen als Arbeiter und Arbeiterinnen beschäftigt, zumeist in den untersten Lohngruppen und häufig an Arbeitsplätzen mit großen gesundheitlichen Belastungen. Diese Arbeitsplätze befanden sich (1963) häufig in der Eisen- und Metallindustrie, im Bergbau und im Baugewerbe. Die Fortdauer des wirtschaftlichen Booms brachte nach 1961 nicht nur

ein Ansteigen der Zahl der Angeworbenen, sondern auch eine Verstetigung ihres Aufenthaltes. Denn rasch wurde klar, dass ein strenges Rotationsprinzip unökonomisch war; denn es bedeutete die immer wiederkehrende Notwendigkeit, neue Kollegen oder Kolleginnen anzulernen. Aber auch die Bindung an einen bestimmten Arbeitsplatz wurde aufgehoben, und so konnten die „Gastarbeiter“ versuchen, durch den Wechsel des Betriebs ihr Einkommen zu verbessern. 1965 schließlich beschloss der Bundestag nach langer Beratung das erste Ausländergesetz, das die alte Verordnung aus der Nazi-Zeit ersetzte. Dieses Gesetz bot die Möglichkeit einer legalen stufenweisen Verbesserung des Aufenthaltsstatus: von der befristeten zur unbefristeten Aufenthaltserlaubnis und von da zur Aufenthaltsberechtigung. Dabei blieb allerdings immer das „Interesse der Bundesrepublik Deutschland“ für die Aufenthaltsgewährung ausschlaggebend und damit das Ermessen staatlicher Stellen gegenüber den Interessen der Angeworbenen.

1966/67 gab es eine erste Überproduktionskrise in der Bundesrepublik, die zur Vernichtung von Arbeitsplätzen führte. Gerade aus dem Ausland angeworbene Arbeitskräfte, die fast ausschließlich als Un- und Angelernte arbeiteten und nicht zur Kernbelegschaft der Betriebe zählten, waren davon betroffen. Viele kehrten in die Herkunftsländer zurück. Gleichzeitig schwappte eine erste Welle rassistischer Ablehnung über Stammtische und durch Boulevardblätter. Ausländische Kollegen und Kolleginnen wurden als Konkurrenz gesehen und aufgefordert, „dorthin zu gehen, wohin sie hergekommen waren“. Doch Gewerkschaften, in denen die neuen Kollegen in großer Zahl Mitglieder waren, ebenso wie Arbeitgebervereinigungen wandten sich gegen derartige feindliche Sprüche. Zu offensichtlich war der volkswirtschaftliche und betriebswirtschaftliche Nutzen der nicht-deutschen Arbeitnehmer.

Doch 1968 begann erneut ein wirtschaftlicher Aufschwung, und die Zahl der Angeworbenen erreichte neue Rekordhöhen. 1973 änderte sich das Bild: Der Ölpreisschock führte zu einer ersten strukturellen Krise, und zwar nicht nur in der Bundesrepublik, sondern bei allen westlichen Industrienationen. Jetzt begann eine neue politische Diskussion über die Notwendigkeit der sogenannten

Ausländerbeschäftigung. Von den Parteien und den Bundesländern wurden zwei Vorschläge gemacht. Die einen wollten eine Rückkehr zu einem verschärften Rotationsprinzip, die andern schlugen einen Anwerbestopp vor. Für die Vertreter des Staates sah die Kosten-Nutzen-Rechnung jetzt anders aus als zu Beginn der Anwerbung: Die Möglichkeit, den Aufenthalt zu verlängern, hatte dazu geführt, dass allmählich Ehepartner und Ehepartnerinnen nachgeholt wurden; mit ihnen kamen Kinder oder wurden hier geboren. Das bedeutete auch die Notwendigkeit der Bereitstellung von Wohnungen und Schulplätzen. Die „Gastarbeiter“ waren also nicht mehr ausschließlich Menschen, die arbeiteten und Steuern und Sozialabgaben zahlten, aber - neben dem Lohn und einer bescheidenen Unterkunft - keine Leistungen erwarteten. Eine bloße Arbeitsmarktpolitik reichte nicht mehr aus; das Wort von den „Folgekosten“ machte die Runde.

Die Bundesregierung reagierte auf die neue Situation in zwei Schritten. Zunächst versuchte sie die Anwerbung für die Betriebe zu verteuern. Die Standards für Unterkünfte wurden verbessert, die an die Arbeitsverwaltung für die Anwerbung zu zahlenden Gebühren wurden erhöht. Doch gerade die Unklarheit zukünftiger staatlicher Politik führte dazu, dass die Zahl der Anwerbungen nicht entscheidend abnahm. In diesem Moment beschloss die Bundesregierung Ende 1973 den Anwerbestopp. Mit Ausnahme Italiens, das der Europäischen Wirtschaftsgemeinschaft angehörte (welche für die Arbeitnehmer der Mitgliedsstaaten 1968 die Freizügigkeit beschlossen hatte), war ein Zuzug aus den Anwerbeländern in die Bundesrepublik zum Zweck der Arbeitsaufnahme nicht mehr möglich. Allein der Zuzug von Ehepartnern und Kindern war unter den im Ausländergesetz festgelegten Bedingungen als legaler Weg in die Bundesrepublik offengeblieben - oder die Bewerbung um politisches Asyl.

Die Verhängung des Anwerbestopps wurde mit der Ankündigung verbunden, dadurch nehme die Zahl der „Ausländer“ in der Bundesrepublik ab. Das gleiche Ziel verfolgte die rigorose Durchsetzung des „Inländerprimats“ im Jahre 1974, wonach Nicht-EWG-Angehörige nur dann eine Arbeitserlaubnis erhielten, wenn kein Deutscher oder EWG-Bürger für die Arbeitsstelle zur Verfügung stand.

Doch - nach einem kurzfristigen Rückgang der Zahlen - trat der entgegengesetzte Effekt ein. Insofern ist der Anwerbestopp ähnlich wie andere Maßnahmen der sogenannten Ausländerpolitik ein Idealbeispiel dafür, wie Beschlüsse nicht-gewollte Wirkungen haben können. Denn für die Arbeitnehmer und Arbeitnehmerinnen aus dem Ausland bedeutete die Entscheidung von 1973 in erster Linie, dass nach einer Rückkehr ins Herkunftsland eine erneute Einreise in die Bundesrepublik Deutschland nicht möglich sein würde. Die Sparziele aber waren in den meisten Fällen noch nicht erreicht, und die Lage in den Herkunftsländern hatte sich nicht so weit verändert, dass ein sicheres Einkommen oder ein sozialer Aufstieg möglich schien. Folglich ergab sich für die Mehrheit der in der Bundesrepublik zu dieser Zeit etwa vier Millionen lebenden „Ausländer“ aus der neuen Lage *eine* Konsequenz: Sie richteten sich auf einen längeren Aufenthalt in der Bundesrepublik ein. Das aber bedeutete, dass diejenigen, die immer noch als Ledige oder „ledig Gehende“ hier lebten, den Wunsch nach einem angenehmeren Aufenthalt und vor allem nach einem Zusammenleben in der Familie hatten. Der Staat versuchte mit verschiedenen Mitteln den Familiennachzug unattraktiv zu machen, indem er etwa nachziehende Ehepartner oder Kinder im Jugendalter vom Arbeitsmarkt ausschloss; doch rasch wurde klar, welche verheerenden sozialen Folgen eine solche Politik haben würde. Die Entwicklung war unumkehrbar: Aus einer Politik, die nur an die Regulierung des Arbeitsmarktes dachte und ausländische Arbeitskräfte nur unter dem Gesichtspunkt ihres konjunkturellen Nutzens sah, war ungewollt eine Einwanderungssituation entstanden.

Wir brechen hier ab, da es in der Ausstellung primär um die Erfahrungen der sogenannten ersten Generation geht; also um die Angeworbenen, und um die Jahre 1955 bis 1973. Doch sollen die nächsten Etappen staatlicher Politik kurz skizziert werden. 1979 bildete einen gewissen Einschnitt aufgrund der Debatten, welche das Memorandum des ersten Ausländerbeauftragten der Bundesregierung auslöste. Ein Jahr zuvor war diese Stelle geschaffen und mit dem ehemaligen Ministerpräsidenten von Nordrhein Westfalen, Heinz Kühn, besetzt worden. In bisher unerhörter Deutlichkeit

sprach Kühn davon, dass Deutschland ein Einwanderungsland geworden sei und daraus politische Konsequenzen zu ziehen seien.

In den achtziger Jahren öffnete sich die Schere zwischen Lebenswirklichkeit der ausländischen Zugewanderten einerseits und dem Grundton der parteipolitischen Verlautbarungen andererseits. Einerseits vertiefte sich der Niederlassungsprozess der Einwanderungsgruppen. Andererseits bestimmten Begriffe der Abgrenzung und Ablehnung den Parteienwettbewerb um die Gunst der einheimischen Wähler und Wählerinnen. „Integration“ blieb Schlagwort in den Konzepten der aufeinanderfolgenden Bundesregierungen, aber es war immer verbunden mit den Begriffen „Zuzugsbegrenzung“ und „Rückkehrförderung“. Signale setzte die Herabsetzung des Zuzugsalters für Kinder oder die langdauernde Debatte über ein „Gesetz zur Förderung der Rückkehrbereitschaft von Ausländern“. Führte das Gesetz aus dem Jahre 1983 tatsächlich nur zur Abwanderung geringer Zahlen von „Ausländern“, so vertiefte es doch sicher die Spaltung zwischen den Bevölkerungsgruppen: Dass Wahlen mit dem Versprechen, eine Million „Ausländer“ in ihre Heimat zurückzuschicken, gewonnen wurden, stärkte diejenigen in ihrer Meinung, die sagten, es seien „zu viele Ausländer in Deutschland“; und wie die Meinungsumfragen bewiesen, stimmte eine große Mehrheit der erwachsenen Deutschen dieser Meinung zu. Umgekehrt mussten diejenigen, welche dabei waren, sich auf einen längeren Zeitraum in der Bundesrepublik einzurichten, mit dem Gefühl leben, hier nicht willkommen zu sein.

In Parteienäußerungen und in der Diskussion in den Medien vermischte sich die Rede über „Ausländerprobleme“ mit der über den „Asylmissbrauch“. Rechtsextremisten konnten daraus die Legitimation für ihre Gewalttaten schöpfen, welche sich in den achtziger und neunziger Jahren nicht nur gegen Asylsuchende, sondern auch gegen Familien aus der Arbeitsimmigration richteten. An der Wende zum dritten Jahrtausend werden die Schwierigkeiten deutlich, eine lange versäumte Integrationspolitik nachzuholen - und sie gegen Stimmungen durchzusetzen, welche die Politik seit den späten siebziger Jahren gefördert und genutzt hatte.

Niederlassung in der Bundesrepublik

Wir haben bereits darauf hingewiesen, dass es weder Ziel der staatlichen Anwerbspolitik noch Ziel der Angeworbenen war, sich in der Bundesrepublik niederzulassen. Dass eine große Minderheit der Angeworbenen sich dennoch auf den Weg der Niederlassung begab, mehrheitlich gegen die eigene bewusste Planung und entgegen wiederholter Versicherungen, sehr bald schon zurückzukehren, das hat verschiedene Gründe. Einmal ist es Ergebnis, wie wir gesehen haben: nicht-intendiertes Ergebnis, bundesdeutscher Politik. Zum andern ist es Ergebnis der Tatsache, dass trotz Schwierigkeiten und Diskriminierungen das Leben in Deutschland angenehmer erschien als eine Rückkehr in die Heimatregionen. Vor allem aber gewinnt ein Niederlassungsprozess seine Dynamik aus sich selbst: Die Planung eines verlängerten Aufenthalts führt zum Wunsch, die Familie zusammenzuführen oder eine neue Familie zu gründen. Dafür wird eine etwas größere Wohnung gesucht und eingerichtet. Die Kinder gehen zur Schule, machen eine Ausbildung, finden Freundinnen und Freunde hier, heiraten in Deutschland und bekommen selbst Kinder: Die Gründe mehren sich, die geplante Rückkehr immer wieder aufzuschieben. Und allmählich erscheint Rückkehr als ein Auseinanderreißen der Familie und als ein Wiedereintauchen in eine Welt, zu der weiterhin enge Beziehungen bestehen, die sich aber selbst verändert hat, fremd geworden ist. So ist für die Mehrheit der nach dem Anwerbestopp hier Gebliebenen die Bundesrepublik zum Lebensmittelpunkt geworden. Ein deutliches ökonomisches Zeichen hierfür ist das sich ändernde Konsumverhalten: Das verdiente Geld wird nicht mehr in großem Umfang in das Herkunftsland geschickt. Es wird nicht mehr im Landkauf oder Hausbau in der ehemaligen Heimat investiert, sondern für Konsumgüter und vielleicht für ein Eigenheim in Deutschland ausgegeben.

Freilich wäre der Niederlassungsprozess für die einzelnen nationalen Gruppen differenziert zu beschreiben. Das gilt vor allem auch für die Anzahl der Hiergebliebenen; Gruppen, deren Größe gleichgeblieben oder sogar noch gewachsen ist, kontrastieren mit anderen, deren Mitgliederzahl abgenommen hat und heute auf niedrigem Niveau stagniert. Wie gesagt, hängt das von den

Alternativen ab, die im Herkunftsland gesehen wurden. So signalisierte das Ende von faschistischen und Militär-Diktaturen in Spanien, Portugal und Griechenland für viele Emigranten und Emigrantinnen einen Neubeginn und war Grund für eine Rückkehr. Ähnlich erleichterten die seit 1968 im Rahmen der EWG/EG/EU herrschende Freizügigkeit und die fortschreitende Industrialisierung Italiens emigrierten Italienern die Rückkehr; Entsprechendes galt später beim Beitritt Griechenlands, Portugals und Spaniens zur EG.

Demgegenüber erklärt sich der wachsende Umfang der türkischen Einwanderungsgruppe nicht nur aus der fehlenden Attraktivität einer Rückkehr, sondern entsteht auch aus der Verstärkungswirkung eben dieser großen Zahl: Sie ermöglicht eine enge Vernetzung und den Aufbau einer eigenen Infrastruktur; d.h. sie ermöglicht eine Einrichtung im „deutschen Haus“, die aus der Herkunftsgesellschaft Gewohntes einbezieht, anders gesagt: den Aufbau einer neuen Heimat, die auch Züge der alten Heimat behält.

Ein deutliches Zeichen für den Niederlassungsprozess ist die soziale und berufliche Differenzierung der Einwanderungsgruppen. Zu Beginn war ihr Status in hohem Grade einheitlich: Mochten sie Kinder von Kleinbauern gewesen sein oder im kleinen elterlichen Handwerksbetrieb mitgearbeitet haben, mochten sie auch eine Sekundarschule besucht haben und vielleicht zum Lehrer ausgebildet sein - in der Bundesrepublik war die überwiegende Zahl von ihnen zunächst als An- und Ungelernte beschäftigt. Das galt auch für den überwiegenden Teil der nachziehenden Familienangehörigen - wobei nachziehende Ehefrauen häufig im informellen Arbeitsmarkt unterkamen. (Hieraus erklärt sich auch, warum die Hoffnung der so genannten Entsendeländer nicht aufging, die Emigrierten könnten mit zusätzlichen Qualifikationen zurückkehren und den ökonomischen Strukturwandel vorantreiben. Eine Qualifizierung der ersten Generation fand kaum statt, in einigen Fällen gar eine Dequalifizierung.)

Im Laufe der Jahre aber schuf das Wachsen der Einwanderungsgruppen spezifische Arbeitsfelder. Personen mit mitgebrachten höheren Bildungsressourcen wurden Sozialberaterinnen oder Muttersprachenlehrer. Die Erwartung spezifischer Güter,

z.B. Lebensmittel, war Grundlage für Selbständigentätigkeiten im Einzelhandel; mitgebrachte Fähigkeiten ließen Erwerbstätigkeiten in der Gastronomie oder in der Änderungsschneiderei zu. Aus der Vernetzung zwischen Herkunftsland und Bundesrepublik erwuchsen Betriebe im Tourismusbereich und im Im- und Export. Gerade auch drohende Arbeitslosigkeit in der Industrie veranlasste ausländische Arbeitnehmer zu versuchen, ihre Existenz und diejenige ihrer Familie durch Selbständigkeit zu sichern. So wuchs die Zahl der Selbständigen unter den Angeworbenen und ihren Nachkommen; mancher von ihnen ist heute nicht mehr Arbeitnehmer, sondern Arbeitgeber. Und trotz aller strukturellen Diskriminierungen im deutschen Schul- und Ausbildungssystem wächst die Zahl derer in der zweiten und dritten Generation, die den Weg in höher qualifizierte Berufe finden. Aus einem Segment der bundesdeutschen Arbeiterbevölkerung werden Gruppen, deren Mitglieder durch ihre gemeinsame Herkunft weiterhin mehr oder weniger eng verbunden sind, aber sozial unterschiedliche Positionen einnehmen (wenngleich weiterhin im Vergleich zur einheimischen Bevölkerung die Zahl der Arbeiter und Arbeiterinnen einen unvergleichlich großen Anteil ausmacht).

Selbstorganisation

Sobald größere Gruppen von Angeworbenen in die Bundesrepublik kamen, fiel auch schon der Startschuss für Selbstorganisationen. Aus rechtlichen und finanziellen Gründen fanden sie die sehr „deutsche“ Form des Vereins. Diese Vereine hatten eine doppelte Funktion. Zum einen ersetzten sie das Verlassene und Verlorene. Sie waren die Piazza, auf der man sich getroffen hatte; sie ermöglichten das Gespräch in der Heimatsprache über wichtige Vorgänge „zu Hause“ und das Anhören heimatlicher Musik; sie waren die organisatorische Basis für Feiern und folkloristische Projekte. Zum andern waren sie der Rahmen, um Informationen über den neuen Wohnort und die deutsche Gesellschaft, über Arbeitsmöglichkeiten oder die Gesundheitsversorgung zu erhalten. Noch bevor die Wohlfahrtsorganisationen flächendeckend Beratungsstellen für „ausländische Arbeitnehmer“ einrichteten, gab es ausländische

Vereine, welche die Neuankommenden mit wichtigen Erstinformationen versorgten.

Zumeist wandten sich diese Vereine an eine spezifische nationale Gruppe, teilweise auch primär an Menschen aus einer spezifischen Herkunftsregion. Früh auch entstanden Vereine mit einer politischen Ausrichtung, entweder als Ableger von Parteien im Herkunftsland oder aber als Organisationen von Gruppen, die im Herkunftsland verboten und verfolgt waren. Der Niederlassungsprozess führte zu einer enormen Ausdifferenzierung: Neben die „Generalisten“, die Kultur- und Heimatvereine, traten Sportvereine und Elternvereine; Gruppen für Kinder und Jugendliche wurden eingerichtet; es gibt „ausländische“ Frauenvereine und inzwischen auch „ausländische“ Rentnervereine. Heute leiden diese Vereine - wie ihre einheimischen Pendanten - unter der nachlassenden Bereitschaft der Menschen, sich in Form von Vereinen zu organisieren und in ihrem Rahmen zu engagieren. Dabei ist ihr Schicksal unterschiedlich: Vereine, die primär auf die Heimatkultur ausgerichtet sind, finden unter den jüngeren Mitgliedern der Einwanderungsgruppen wenig Interesse; ähnliches gilt für Vereinigungen, in deren Debatten es ausschließlich um politische Vorgänge im sogenannten Heimatland geht. Umgekehrt finden politische Organisationen, die gezielt Einfluss auf die bundesdeutsche Gesellschaft nehmen wollen, sich also als Immigrantens- und nicht als Emigrantensorganisationen sehen, noch wenig Zulauf.

Freilich wäre auch diese Feststellung nach nationalen Gruppen zu differenzieren. Auffällig ist das Anwachsen von Gruppen, welche den Islam im Namen tragen und religiöse, teilweise auch politische, Bedürfnisse befriedigen. Auch diese Tatsache ist Zeichen eines sich intensivierenden Niederlassungsprozesses: Bedürfnisse, eine Religion auszuüben, die in der Bundesrepublik und ihrem institutionellen Gefüge „nicht vorgesehen“ war, wachsen mit der Gründung von Familien und der Dauer des Aufenthaltes. Vereine werden gegründet, um einen Gebetsraum oder eine Moschee zu tragen. Dabei verbinden sich - wie in den islamischen Herkunftsländern - religiöse mit sozialen Aktivitäten; Frauen- und Jugendgruppen werden angeboten, Menschen in Not unterstützt. Gleichzeitig ist das religiös-politische Vereinswesen Ort weltanschaulicher

Richtungskämpfe. Teilweise erklärt sich die Attraktivität „islamischer“ Vereinigungen auch aus einer Art Gegenidentifikation: Gerade das doppelte negative Stereotyp gegen Türken und Muslime bei Teilen der Einheimischen verstärkt den Wunsch, das angefeindete „Eigene“ verstärkt herauszustellen. Was aber für die politische Bewertung wohl am wichtigsten ist: In den Forderungen der religiösen wie der politischen Immigrant*innenorganisationen drückt sich der Anspruch derer, die sich hier niedergelassen haben, auf Gleichberechtigung aus.

„Gleichberechtigung“ herrscht bekanntlich im politischen Bereich nicht: „Ausländer“ sind von der politischen Partizipation ausgeschlossen; das gilt insbesondere für das Wahlrecht. (Ausnahme sind nur Kommunalwahlen, bei denen EU-Bürgerinnen und -Bürger aktives und passives Wahlrecht besitzen). Das bedeutet, dass die Arbeitsmigranten und ihre Familien für die Durchsetzung ihrer Interessen in der Bundesrepublik primär auf Stellvertreterorganisationen angewiesen sind. Als solche stellen sich insbesondere die beiden großen Kirchen, die Wohlfahrtsverbände und die Gewerkschaften dar, die sich punktuell und in Kampagnen für die Rechte von Zugewanderten eingesetzt haben. Bei den drei großen Wohlfahrtsverbänden erklärt sich dieses Engagement aus der Tatsache, dass die Bundesregierung ihnen seit den sechziger Jahren die Beratung der ausländischen Arbeitnehmer und ihrer Familien übertragen hat. Aufgeteilt wurden sie nach nationalen und religiösen Grenzziehungen, wodurch die Caritas für Menschen aus Italien, Portugal, Spanien und Kroatien zuständig wurde, das Diakonische Werk für Griechen und die Arbeiterwohlfahrt für Personen aus der Türkei, aus Marokko und Tunesien und aus Teilen von Ex-Jugoslawien. Zwar ist diese nationale Grenzziehung inzwischen aufgehoben, doch behält sie aus folgendem Grund weiterhin ihre Wirkung: Für die „Ausländer“-Beratung haben diese drei großen Wohlfahrtsorganisationen Personen aus den jeweiligen Herkunftsländern eingestellt und für die Beratungsarbeit weitergebildet.

Dadurch entstand eine Gruppe der Interessenmittler: Menschen mit intensivem Kontakt zu den Einwanderungsgruppen, zu denen sie selbst aufgrund ihrer Herkunft und ihres Migrationsschicksals gehören, Menschen mit einem guten Einblick in die Lebens-

bedingungen dieser Gruppen und mit zweisprachiger Kompetenz. Eine zweite Gruppe der Vermittler bilden die Lehrerinnen und Lehrer aus den Herkunftsländern, die zuerst in Vorbereitungsklassen und dann im sogenannten Muttersprachlichen Ergänzungsunterricht eingesetzt worden sind.

In den achtziger Jahren bildete sich auf kommunaler Ebene eine weitere Institution, welche zwischen den Repräsentanten der einheimischen Wahlbürger und -bürgerinnen und den „ausländischen Mitbürgern“ (wie sie in Sonntagsreden genannt werden) vermittelt: der Ausländerbeirat. Anlass für seine Bildung war die Notwendigkeit der Stadtverwaltungen, professionelle Hilfe beim Kontakt zu den „ausländischen“ Einwohnern zu erhalten, den Informationsfluss zu ihnen zu verbessern und umgekehrt auf ihre Erwartungen reagieren zu können. Das bedeutet, dass die ersten Ausländerbeiräte der Bundesrepublik in ihrem Zustandekommen und in ihrer Zusammensetzung keineswegs als Organe angesehen werden konnten, welche die ausländische Wohnbevölkerung „repräsentierten“. Dies änderte sich allerdings über die Jahre hinweg, und der Kasseler Ausländerbeirat hat, was sein Zustandekommen, seine Zusammensetzung und sein Aufgabenfeld betrifft, hierbei ein Beispiel gesetzt.

Integration?

„Die Ausländer wollen sich nicht integrieren“, ist ein häufig gehörter Satz. Leider bleibt undeutlich, was mit dem Schlagwort „Integration“ überhaupt gemeint ist. Wenn wir den Gesprächen weiter zuhören, wird manches indirekt deutlich: Integration gilt als ein Akt, den die Zugewanderten vollziehen sollen. Am Ende soll ein Verhalten stehen, das sie unauffällig macht. So erwarteten in einer repräsentativen Meinungsumfrage drei Viertel der Befragten, eine Person aus der Türkei solle sich in Deutschland wie ein Deutscher mit einem türkischen Namen verhalten. Diese Erwartung setzt freilich Integration mit Assimilation gleich, mit Gleichmachung und Gleichwerdung. Das entspricht nicht dem Willen der Mehrheit von Migranten (auch nicht dem von Deutschen, die im Ausland leben). Und diejenigen Minderheitenangehörigen, die den Weg der Assimilation gehen wollen, werden dafür häufig von der Mehrheit

nicht „belohnt“ und als Gleiche behandelt. Die jüngste Geschichte Deutschlands zeigt dies im Schicksal der jüdischen Deutschen in grausamster Weise.

Wir sollten daher mit der Integrationsdiskussion von Anfang beginnen, und das heißt, auf vier Fragen eine Antwort zu finden: 1. Was meint „Integration“? 2. Wer ist bei der Herstellung von „Integration“ beteiligt? 3. Was sind die Voraussetzungen von „Integration“? 4. Wie viel Gleichheit braucht unsere Gesellschaft? Auf die erste Frage antworten uns die Lexika: Integration meint die Zusammenfügung von Teilen zu einem Ganzen; zumeist wird der Begriff gebraucht, wenn ein neues Element in ein bestehendes Ganzes eingefügt wird. Dadurch verändert sich das Ganze offensichtlich; es bildet sich eine neue Einheit. Daraus folgt auf die zweite Frage, dass - wenn wir jetzt wieder weniger abstrakt formulieren - an Integration sowohl die Einheimischen als auch die Zugewanderten sich beteiligen müssen: Die massenhafte Einwanderung hat die deutsche Gesellschaft verändert. Das erzeugt für „beide Seiten“ Anpassungsprobleme und die Notwendigkeit, sich und ihr Bild von der Gesellschaft zu ändern.

Tatsächlich lassen sich ja solche Integrationsschritte, ein solches Aufeinanderzu-Bewegen beider Seiten in vielfacher Weise feststellen - entgegen allen Schwarzmalereien. Die Zugewanderten halten in ihrer großen Mehrheit die hiesigen Gesetze ein. Sie passen sich an die Anforderungen des Arbeits- und des Ausbildungssystems an. Sie erwerben Kenntnisse in der deutschen Sprache usw. Umgekehrt bemühen sich die meisten Einheimischen um ein friedliches Nebeneinander im Wohn- und Arbeitsbereich. Und vielerorts wird aus dem Neben- ein Miteinander: in gemeinsamen Aktivitäten im privaten und öffentlichen Bereich; Indikator ist zum Beispiel die langsam steigende Zahl von Eheschließungen zwischen Einheimischen und „Ausländern“.

Aber das reicht noch nicht, um eine Einwanderungsgesellschaft zu „integrieren“. Hinzu kommen muss der Staat als Akteur; er muss durch seine Politik Integration fordern und fördern. Das heißt, er muss auf allen von ihm bestimmbar und beeinflussbaren Ebenen die *Gleichberechtigung* von Einheimischen und Zugewanderten

vorantreiben. Was das bedeuten kann, ist in dem bereits genannten „Kühn-Memorandum“ nachzulesen. Bereits im Jahre 1979 verlangte sein Verfasser u.a. die „erhebliche Intensivierung der integrativen Maßnahmen (...) im Bereich der Vorschule, Schule und beruflichen Bildung“, „Ablösung aller segregierenden Maßnahmen“, aber auch ein „Optionsrecht der in der Bundesrepublik geborenen und aufgewachsenen Jugendlichen auf Einbürgerung“ oder eine „Verstärkung ihrer politischen Rechte durch Einräumung des kommunalen Wahlrechts“ usw. Wenn wir diesen Katalog nach fast einem viertel Jahrhundert wieder lesen, so bemerken wir, wie wenig staatliche Integrationspolitik es bisher gegeben hat. Zwei wichtige Schritte sind im Bereich der politischen Rechte allerdings vollzogen worden. Zum einen besitzen die Zuwanderer aus dem EU-Bereich aufgrund des Maastrichter Vertrages das kommunale Wahlrecht - freilich stellen sie eine Minderheit unter den „Ausländern“ dar. Und seit Beginn des Jahres 2000 hat Deutschland sein noch aus dem Wilhelminischen Kaiserreich stammendes Staatsangehörigkeitsrecht dem der Mehrheit der europäischen Staaten angeglichen. Seitdem erhalten hier geborene Kinder von „Ausländern“ (unter bestimmten Bedingungen) die deutsche Staatsangehörigkeit. (Allerdings erwartet das Gesetz, dass sie sich im Alter zwischen 18 und 23 Jahren zwischen dieser und der über die Eltern ererbten zweiten Staatsangehörigkeit entscheiden. Hier hinkt das deutsche Recht noch hinter dem anderer Staaten hinterher: Der Fortschritt ist eine Schnecke.) Und seit Anfang des neuen Jahrtausends ist auch für die länger legal hier Lebenden die Einbürgerung erleichtert. (Wieder mit einer spezifischen Halbheit: Grundsätzlich wird die Aufgabe der mitgebrachten Staatsangehörigkeit verlangt.)

Wenn unsere dritte Frage lautete, was die Grundlage für Integration sein könne, so haben wir *einen* Grundsatz bereits genannt: das Befördern von Gleichberechtigung, umgekehrt ausgedrückt: den Abbau von Diskriminierung. Der zweite Grundsatz lautet: *Anerkennung* oder, mit einem treffenden älteren Ausdruck, Respekt. Das meint Respekt vor jeder einzelnen Person, aber auch vor den Gruppen, denen sie angehört. Dazu sind wieder alle Akteure aufgefordert: Die einheimischen und die zugewanderten

Gesellschaftsmitglieder sollen einander mit ihren jeweiligen Bedürfnissen respektieren. Aber auch der Staat soll das tun; das verbietet jede Instrumentalisierung von ablehnenden Gefühlen gegen Zugewanderte im politischen Geschehen. Die Kombination „Gleichberechtigung“ und „Anerkennung“ beinhaltet auch, dass Assimilation nicht das Ziel sein kann. Genauer ausgedrückt: Zugewanderte sollen sich entscheiden, in welchen Bereichen und wie weitgehend sie sich angleichen wollen. Der Respekt vor ihrer Person verbietet, solche Selbstangleichung erzwingen zu wollen.

Damit kommen wir zu unserer vierten Frage, wie viel Gleichheit unsere Gesellschaft braucht, um eine zivile zu sein. Offensichtlich ist Assimilation nicht vorzuschreiben. Offensichtlich wäre eine entsprechende Erwartung auch ein Paradox - zeichnet sich unsere heutige Gesellschaft doch dadurch aus, dass sich sehr unterschiedliche Lebensstile und Wertauffassungen nebeneinander entwickeln. Da sollen sich die Zugewanderten etwa assimilieren? Und, mit Verlaub, an wen denn, an welche Gruppe der Einheimischen? Ebenso offensichtlich, und das ist die andere Seite des Problems, bedarf aber unsere Gesellschaft, soll sie friedlich funktionieren, eines Grundkonsenses. Die in der Verfassung formulierten Menschenrechte können eine Basis hierfür bieten. Wichtig aber ist, dass wir alle in eine Diskussion über diesen Grundkonsens eintreten, dass alle sich gleichberechtigt an dieser Diskussion beteiligen können, und dass „beide Seiten“ von der jeweils anderen Seite nur Verhaltensregeln fordern, die sie selbst einzuhalten bereit sind.

Deutschland Plus - Kassel Plus

Was ich über "Integration", ihre Bedingungen und Zielwerte, gesagt habe, sind Vorschläge zur Diskussion. Sie gehören dem Bereich der politischen Moral an und entspringen der Vorstellung von einer zivilen und demokratischen Gesellschaft. Wir müssten sie nicht so ausführlich darlegen, wenn sie sich von selbst verstünden. Denn es gibt Widerstände gegen die Akzeptanz und, erst recht, gegen die Verwirklichung dieser Ratschläge. Ein Teil der Widerstände steckt in

unseren überkommenen Vorstellungen von Gesellschaft. Warum erwarten Bürger und Bürgerinnen, der Zugewanderte solle sich bis zur Unauffälligkeit anpassen - oder aber das Land wieder verlassen? Was macht es dem deutschen Staat so schwer, Doppelstaatlichkeit zuzulassen? Was hat über eine Million Menschen 1989 ihre Unterschrift unter Formulierungen setzen lassen, die Gewährung der deutschen Staatsbürgerschaft setze Integrationsvorleistungen voraus und verlange eindeutige Loyalität? Was lässt umgekehrt einen zugewanderten Vater zu seinem Kind so bestimmt und fordernd sagen: „Vergiß es nicht, wir sind Türken (oder Spanier oder Serben)“?

Ein Grund hinter all diesen Verhaltensweisen ist der Wunsch nach Eindeutigkeit und das heißt: der Wunsch nach eindeutiger Zugehörigkeit. Wir benutzen viele Begriffe wie Identität oder Kultur und meinen diese eindeutige Zugehörigkeit. Wir wollen mit Sicherheit wissen: Gehört der da zu uns oder zu den andern? Die Wirklichkeit freilich zeigt ein anderes Bild: Menschen, die über viele Jahre in der Bundesrepublik leben, Gruppen, die über Generationen hier sind, haben hier ihr Zuhause. Aber nicht nur. Sie stehen weiterhin in engem Kontakt mit Verwandten aus ihrem Heimatland, die z.B. in der Türkei leben, aber zum Teil auch in den Niederlanden und in England. Sie sind über ihre Religion und über Vereinigungen weiterhin mit dem Herkunftsland verbunden (das vielleicht das Herkunftsland ihrer Großeltern ist). Sie sehen neben deutschen Sendern weiterhin auch TV-Sendungen aus diesem anderen Land, informieren sich durch Zeitungslektüre über dortige Vorkommnisse und Skandale. Statt einer einzelnen und eindeutigen prägt ihr Leben eine mehrfache, kombinierte Zugehörigkeit - mit allen Chancen und Schwierigkeiten, die das für das Lebensgefühl und für die Bestimmung des eigenen Standorts bedeutet. Die Wissenschaft hat für solche Menschen den (nicht sehr glücklich gewählten) Begriff der „Transnationalen“ geprägt. Das sind Angehörige von eingewanderten ungelerten Arbeitern oder aber IT-Fachleute und Top-Manager, es sind Künstler oder Gewerbetreibende: Eine wachsende Zahl von Menschen aller Schichten ist nicht nur an *einem* Ort auf dem Globus zu Hause; auch wenn sie hier, z.B. in Kassel, leben, fühlen sie sich noch mit andern Orten in der Welt verbunden.

Sie alle - ob sie es wollen oder nicht, ob die andern es akzeptieren oder nicht - sind „Deutsche und X“.

Aber das bedeutet auch einen Gewinn für alle diejenigen, die „nur Deutsche“ sind. Denn dadurch ist ja Deutschland auch mit diesen anderen Punkten auf dem Globus verbunden. Dadurch gelangen Gedanken und Bilder, Lebensmittel und Lebensweisen, Kunst- und Gebrauchsgegenstände auch nach Deutschland - und umgekehrt. So ist durch die Arbeitsmigration auch Kassel mit zahlreichen Orten am Rand des Mittelmeers verbunden, sind diese Orte in Kassel präsent - und, in gewisser Weise, ist Kassel auch in diesen Orten gegenwärtig. Durch die Anwesenheit der Arbeitsmigranten und -migrantinnen und ihrer Familien sind Deutschland und Kassel reicher geworden - und das durchaus im materiellen wie im immateriellen Sinne dieses Wortes.

Literatur

Bade, Klaus J. (Hg.): Deutsche im Ausland - Fremde in Deutschland. Migration in Geschichte und Gegenwart. München 1992.

Bade, Klaus J.: Ausländer, Aussiedler, Asyl. Eine Bestandsaufnahme. München 1994.

Dohse, Knuth: Ausländische Arbeiter und bürgerlicher Staat. Genese und Funktion von staatlicher Ausländerpolitik und Ausländerrecht. Berlin 1985.

Herbert, Ulrich: Geschichte der Ausländerpolitik in Deutschland. Saisonarbeiter, Zwangsarbeiter, Gastarbeiter, Flüchtlinge. München 2001.

Koch-Arzberger, Claudia, Klaus Böhme, Eckart Hohmann u. Konrad Schacht (Hg.): Einwanderungsland Hessen? Daten, Fakten, Analysen. Opladen 1993.

Lederer, Harald W.: Migration und Integration in Zahlen. Ein Handbuch. Hg. v. d. Beauftragten der Bundesregierung für Ausländerfragen. Bamberg/ Bonn 1997.

Motte, Jan, Rainer Ohliger u. Anne v. Oswald (Hg.): 50 Jahre Bundesrepublik - 50 Jahre Einwanderung. Nachkriegsgeschichte als Migrationsgeschichte. Frankfurt a.M./ New York 1999.

Münz, Rainer, Wolfgang Seifert u. Ralf Ulrich: Zuwanderung nach Deutschland. Strukturen, Wirkungen, Perspektiven. Frankfurt a.M./ New York 1997.

Tischler, Lothar C.: Ausländerreport Hessen '98. Bevölkerung, Ausbildung und Arbeitsmarkt. Hg. v. d. HLT Gesellschaft für Forschung Planung Entwicklung mbH. Wiesbaden 1998.

Kapitel 2

Migration: ein vielschichtiges Stück Erinnerung

Seit den ersten Anwerbevereinbarungen zwischen Deutschland und Italien, die als Modell für die weitere Rekrutierung von Arbeitskräften standen, sind 50 Jahre vergangen. Inzwischen lebt in Deutschland eine Generation von Migrantinnen und Migranten mit einer eigenen Erinnerung im Hinblick auf die unterschiedlichen Migrationsprozesse. Diesbezüglich ist in letzter Zeit auf der wissenschaftlichen Ebene wie in öffentlichen Debatten ein zunehmendes Interesse für das Thema Arbeitsmigration und Erinnerungskultur zu beobachten. Angesichts dieser Entwicklungen kommt der Erforschung von Migrationserinnerungen besondere Bedeutung zu. Die Untersuchung der Hervorbringung und Bewahrung solcher transnationaler - oder translokaler - Erinnerungen schließt insbesondere auch die Frage ein, in welcher Weise Migrantinnen und Migranten ihre Zugehörigkeitsgefühle und Teilhabechancen in Erzählungen, d.h. in den Deutungen der Vergangenheit zu verankern suchen. In diesem Zusammenhang drängen sich Fragen auf, die nach Antworten suchen: Wo gibt es Erinnerungsorte für Migrantinnen und Migranten? Wo können sie sich erinnern? Wo wird sich ihrer erinnert?

Bevor wir Antworten auf diese Fragen suchen, wenden wir uns methodischen Sachverhalten zu und werfen einen kurzen Blick zurück. Mündliche Tradierung gibt es schon sehr lange, länger als die schriftliche Fixierung historischer Prozesse. Als wissenschaftliche Methode der systematischen Befragung von Zeitzeuginnen und Zeitzeugen für geschichtswissenschaftliche Erkenntnisse entstand zunächst die Oral history im angelsächsischen Raum und lässt sich dort bis in die 30-er Jahre des 20. Jahrhunderts zurückverfolgen. Die Methode diente dazu, schriftlich nie festgehaltenes Expertenwissen, Berichte, Ereignisse und persönliche Einschätzungen geschichtlich fassbar zu machen. Zwischenzeitlich geriet diese dann in die Kritik, wobei die kritischen Stimmen vor allem von deutschen Wissenschaftlern ausgingen, die sich ausschließlich einer Schriftlichkeit verpflichtet fühlten. In den 1970-er Jahren erfuhr die Oral history ein erneutes Interesse. Es entstanden Geschichtswerkstätten, die eine „Geschichte von unten“ propagierten. Zeitgleich kam es zu einem zunehmenden Interesse an der Alltagsgeschichte der Menschen. Im Zuge der Beschäftigung mit dem Handeln, den

Gefühlen, dem Arbeiten und den Gedanken der Menschen in alltäglichen Kontexten, korrespondierte eine theoretisch-methodische Auseinandersetzung mit der wissenschaftlichen Vorgehensweise. Menschen, die in untergeordneten Strukturen lebten, wurden vermehrt als handelnde Subjekte gesehen. Das führte zu dem Anspruch, das Nahe und Vertraute zu analysieren und damit Alltagsdenken und –handeln in den Kontext rationaler Regeln, die in gesellschaftliche Umgebungsbedingungen eingebettet sind, zu erkennen, zu interpretieren und einzuordnen. Das heißt, es entstand ein subjektzentrierter, auf die Handlungen und Erfahrungen der Menschen Bezug nehmender Zugang zu kulturellen und gesellschaftlichen Prozessen. In den 1990-er Jahren weitete sich der Ansatz aus. Es ging nun nicht mehr nur um die Geschichte des alltäglichen Lebens, sondern übergreifend um soziale Klassen und Bevölkerungsgruppen. In diesem Kontext steht nun die vermehrte Beschäftigung mit Erinnerung in den Geistes- und Kulturwissenschaften allgemein und in der Migrationssoziologie im Besonderen.

Publikationen zum Thema erschienen jedoch nur vereinzelt. Nach der Jahrtausendwende gibt es einige wegweisende Veröffentlichungen, wie den Sammelband „Geschichte und Gedächtnis in der Einwanderungsgesellschaft, herausgegeben von Jan Motte und Rainer Ohliger (2004) und Viola Georgis (2003) „Entliehene Erinnerung. Geschichtsbilder junger Migranten in Deutschland“. Hier geht es dezidiert um Migration zwischen historischer Rekonstruktion und einer Politik der Erinnerung. Rainer Ohliger (2006) hat, gemeinsam mit Mareike König, in der Veröffentlichung „Enlarging European Memory. Migration Movements in Historical Perspective“ den Blick auf europäische Zusammenhänge ausgeweitet. Wegweisend ist nun ein Sammelband „Migration und Erinnerung“ herausgegeben von Christiane Harzig (2006). Der Schwerpunkt der Publikation liegt auf zahlreichen Beiträgen von Selbstzeugnissen von Migrantinnen und Migranten. „Erinnerung und Migration“ dient als Klammer, die die Beiträge des Bandes vereint.

In diesem Kontext ist auch die vorliegende empirische Arbeit einzuordnen. Was ist die Besonderheit dieser Studie, was unterscheidet sie von anderen Forschungen? Zunächst einmal sollen diejenigen, die sich bisher nicht zu Wort gemeldet haben, die Möglichkeit bekommen, die von ihnen durchlebten Geschehnisse so darzustellen, wie sie sie empfunden haben. Dies klingt banal, ist es aber keinesfalls. Die Erinnerungsforschung ist mittlerweile, wie oben dargestellt, ein wichtiger Teil der Sozial- und Kulturgeschichte.¹ Mit Hilfe der Erinnerungen sollen die oft ausschließenden und unter dem Blickwinkel der autochthonen Bevölkerung gefärbten Darstellungen historisierender Geschehnisse bereichert, manchmal ergänzt oder in Frage gestellt werden. Dabei geht es um nicht weniger als darum, die Dominanz des Nationalen zu durchbrechen. Migrationsgeschehnisse müssen sich immer wieder mit dem Nationalstaat und der dominanten Kultur auseinandersetzen. Dazu gehört es, den in die BRD eingewanderten Menschen Gehör zu verschaffen. Letztendlich entspricht dies nicht nur dem Abbild der Gesellschaft in ihrer Vielfalt, sondern bereichert auch die Darstellung historischer Gegebenheiten (vgl. Harzig 2006, 8).

Die Diversität der Lebensgeschichten und die Variationsbreite der Befragten und Fragenden wirft viele Probleme auf, die hier nur in Form einiger Aspekte angerissen werden können. Bei dem Prozess des Erinnerns handelt es sich um eine Technik, die mit vielfältigen methodischen Problemen verbunden ist.

Erinnerung ist notwendigerweise selektiv, d.h. im Interview berichten die Befragten nicht die Gesamtheit der erlebten Situationen, sondern stets nur bestimmte Ereignisse, die aus der Sicht der Person zentrale Bedeutung haben. Da jede Erinnerung selektiv ist, basiert Erinnerung, so widersprüchlich dies auch klingt, auf dem Vergessen. Das, was erinnert wird, verweist auf einen spezifischen Lebens- und Erlebniszusammenhang. In den Interviews kann man sich der individuellen Weitsicht und Perspektive der befragten

¹ Vgl. hierzu allgemein Rosenbaum 2001, 746 ff und im Kontext von Migration und Erinnerung die Ausführungen von Nora 2001 zu „lieux de memoire“.

Person immer nur annähern. Hier geschieht es jedoch manchmal, dass die Gesprächspartner sich so weit in die Vergangenheit zurück-erinnern, dass sie in ihre damaligen Rollen schlüpfen. Innerhalb unserer Forschungen mussten wir in zwei Fällen, die Gespräche unterbrechen, da die Interviewpartner Zeit benötigten, um vergangene Situationen emotional zu verarbeiten.

Sodann beeinflusst die Gegenwart mit ihren vielfältigen Einflüssen die Erzählungen der Vergangenheit, denn Erinnern erfolgt stets retrospektiv. Der Mensch hat bis zu dem Zeitpunkt der Erinnerung ganz besondere Reifungs- und Veränderungsprozesse durchlaufen. Dies bedeutet zweierlei: Zwischen der Erinnerung und dem Erinnern besteht ein zeitlicher Abstand. Die Person hat sich erstens verändert. Und zweitens ist auch Erinnern wie die Wahrnehmung ein Interpretations- und Konstruktionsprozess. Nach Maurice Halbwachs (1985) sind persönliche Erinnerungen immer auch vom kollektiven Gedächtnis gefärbt. Jeder Mensch erinnert sich zwar individuell, die Gemeinschaft befindet jedoch darüber, was des Erinnerns wert ist und was vergessen werden kann. Dies ist ein unbewusster Prozess, der die Erzählungen eines Menschen in starkem Maße beeinflusst. Der Einzelne identifiziert sich mit den öffentlichen Ereignissen, die für seine soziale Gemeinschaft als wichtig empfunden werden. So entsteht eine historische Dimension kollektiver Identität (vgl. Burke 1991, 290). In allen Erzählungen, die wir hören, ist diese kollektive Identität vorhanden. Sie färbt die individuellen Erinnerungen im Sinne einer der Gemeinschaft angepassten Rahmung. Erinnerungen finden also in spezifischen Räumen und zu bestimmten Zeiten statt. Die Erfahrungen der Gegenwart strukturieren die Erlebnisse der Vergangenheit. Christiane Harzig (2006, 9) spricht davon, dass die „mentalen Strukturen der Gegenwart ... der Vergangenheit übermittelt“ werden und diese verformen. Die Erzählungen sind demnach Memoiren, die eine persönliche Sichtweise auf Geschehnisse zeigen, die wiederum gruppenspezifisch eingefärbt sind. Keinesfalls entsprechen die Schilderungen realen Gegebenheiten. Ihnen liegen jedoch reale Situationen zugrunde: So oder so ähnlich könnte es gewesen sein.

Letztendlich spielt die Erzählsituation, d.h. der Rahmen, in welchem das Gespräch stattfindet eine bedeutende Rolle innerhalb der Übermittlung individueller Geschichten. Dies gilt sowohl für die in der Feldforschung als Interviewende Tätigen als auch für die Erzählenden. Die Beziehung zwischen dem Forscher oder der Forscherin und seinem „Gegenstand“ ist von grundlegender Bedeutung. Die Frage nach der Subjektivität des Forschenden ist im vorliegenden Fall noch einmal von gesteigerter Tragweite, da einige der Interviewenden in einem besonderen Verhältnis zur erforschten Gruppe standen. Sie betrachteten sich selbst als Teil der von uns untersuchten Gemeinschaft und erlangten auf diese Weise privilegierten Zugang zum Gegenstand.²

In ihrer historischen Form sind uns individuelle Erinnerungen durch die Anreicherung bzw. Konfrontation mit anderen Quellen wie Zeitungen, Berichten, Autobiographien, Statistiken etc. zugänglich. Die Verbindung von Erinnerungen mit anderen Quellen versetzt den Leser oder die Leserin in die Lage, die individuellen Erzählungen als subjektive Erlebnisse zu identifizieren. Da ist beispielsweise die verklärende Erinnerung an die Heimat, die als strukturierender Hintergrund für das gegenwärtig Erlebte dient. Unter dem Eindruck von Migration wird dann beispielsweise Urbanisierung zur Erfahrung von Fremdheit und Einsamkeit.

Die lebensgeschichtlichen Erzählungen in dieser Veröffentlichung tragen dazu bei, der Erinnerung an die Migration ebenso wie der Migration in der Erinnerung einen Raum in der Historie und in der Gegenwart zu verschaffen. Sie bilden Mosaikstücke, aus denen ein kollektives, öffentliches Erinnern an Wanderungsbewegungen als Erfahrung in unserer Gesellschaft zusammengesetzt werden kann. Sie verdeutlichen, in welcher vielfältigen Formen Mobilität, Migration

² Um hier größtmögliche Offenheit zu gewährleisten, enthält jedes Interview ein Arbeitsprotokoll (s. Interviewsituation im Anhang), welches die Umstände der Interviewsituation zum Gegenstand hatte. Deshalb ist es möglich, die jeweilige Situation während des Gesprächs und persönliche Eindrücke, die Interviews betreffend, detailliert nachzuvollziehen.

und Transkulturalität in der privaten Erinnerung vorkommt und Gestalt annimmt. Da es sich um komplexe, individuelle Erfahrungen handelt, sind die Erinnerungen selten auf einen einzigen Moment, Gegenstand oder historischen Prozess gerichtet. In den Memoiren der Menschen fließen viele Gedanken zusammen, die nicht um der historischen Analyse willen, getrennt und auseinander dividiert werden. Diese Art der Dokumentation stellt nicht nur einen Zugang zur bisher ignorierten Erinnerungskultur der Eingewanderten dar, sondern birgt die Möglichkeit in sich, den öffentlichen Raum als Medium der Integration zu verwenden. Damit geht es letztendlich um den Nutzen und die Bedeutung von Erinnerungskulturen. In gelungener Weise führt dies zu einem Gefühl von Belonging (Harzig 2006, 16) der eingewanderten und der autochthonen Bevölkerung. Das Zugehörigkeitsgefühl, welches selbstbestimmt gesucht, gefunden und vertreten wird, verdeutlicht der Titel dieses Buches „Ich bin ich...“ auf anschauliche Weise. Unsere Gesprächspartnerin hat Ausgrenzungen und Zugehörigkeiten in beiden Kulturen erlebt. Sie fühlt sich jedoch nicht nur einer Kultur angehörig, sondern nimmt in ihr Leben das auf, was für sie dazugehört. Nationale Zuschreibungen spielen dabei keine Rolle: Was zählt ist sie als Person.

Und damit kehren wir zum Anfang zurück. Ja, es gibt Orte der Erinnerung für Migrantinnen und Migranten, die diese selbst geschaffen haben. Sie sind individuell und beziehen sich auf Stationen im persönlichen Lebenslauf. Oftmals sind Erinnerungen mit Alltagsgeschehnissen, Gegenständen, speziellen Handlungsweisen und mit bestimmten Lokalitäten verbunden: Erinnerungsorte, wie Nora (2001) sie versteht. Orte, die aus dem Alltag heraus gefunden und gestaltet sind und nicht an spezifische Schauplätze gebunden sind. Einen kollektiven Erinnerungsraum haben wir jedoch nicht finden können. Vielleicht trägt die öffentliche Beschäftigung mit dem Thema – auch in der Form wie wir dies tun – dazu bei, diesen in naher Zukunft zu errichten.

Literatur

Burke, Peter: Geschichte als soziales Gedächtnis.

In: Assmann, Aleida; Hardth, Dietrich (Hg.): Mnemosyne.

Frankfurt/Main 1991. S. 289-304

Georgi, Viola: Entlehene Erinnerung. Geschichtsbilder junger Migranten in Deutschland. Hamburg 2003.

Halbwachs, Maurice: Das Gedächtnis und seine sozialen Bedingungen. Frankfurt/Main 1985.

Harzig, Christiane: Einleitung: Zur persönlichen und kollektiven Erinnerung in der Migrationsforschung. In: Christiane Harzig (Hg.) Migration und Erinnerung. Reflexionen über Wanderungserfahrungen in Europa und Nordamerika. Göttingen 2006. S. 1-12

König, Mareike; Ohliger, Rainer (Hg.): Enlarging European Memory. Migration Movements in Historical Perspective. Ostfildern 2006.

Nora, Pierre: Nachwort. In: Etienne, Françoise; Schulze, Hagen (Hg.): Deutsche Erinnerungsorte. München 2001. 681-686

Motte, Jan; Ohliger, Rainer (Hg.): Geschichte und Gedächtnis in der Einwanderungsgesellschaft. Migration zwischen historischer Rekonstruktion und Erinnerungspolitik. Essen 2004.

Rosenbaum, Heidi: Kindheitsbiographien und –autobiographien in der Sozialgeschichte von Familie und Kindheit In: Behnken, Imbke; Zinnecker, Jürgen (Hg.): Kinder Kindheit Lebensgeschichte. Seelze-Velber 2001. S. 744-757

Kapitel 3

Projektarbeit: Erinnerung

Unser empirisches Projekt an der Universität Kassel zeigt die unterschiedlichen Praktiken der Erinnerungskulturen in Form eigener empirischer Feldforschung auf. In 7 leitfadengestützten Interviews wurden „Gastarbeiterinnen und Gastarbeiter der ersten Stunde“ nach ihren Erlebnissen bei der Einreise nach Deutschland bzw. der Ankunft in der Stadt Kassel mit all ihren Eindrücken, Unsicherheiten, Hoffnungen etc. befragt.

Wir haben vielfältige Einblicke in die unterschiedlichen Welten derjenigen nehmen können, die in jungen Jahren als „Gastarbeiterinnen und Gastarbeiter“ zu uns kamen. Um einem breiten Publikum den Zugang zu ermöglichen, haben wir in einem Portrait in chronologischer Folge die einzelnen Lebensgeschichten vorangestellt.

Um die biographische Vielfalt nicht vorschnell zu strukturieren und in ein zu enges Korsett zu pressen, haben wir die Beiträge locker nach inhaltlichen Aspekten geordnet. Die Formen der Erinnerung sind jedoch nicht geordnet, sie bleiben so bestehen, wie sie aufgeschrieben worden sind. Bei der durchaus gewollten Vielschichtigkeit in der Auswahl der Probandinnen und Probanden und der Durchführung der Interviews haben wir mit unserem Interviewleitfaden eine gemeinsame Klammer gefunden. Dieser umfasst verschiedene Themen:

Motivation

Wie/Wann/Warum sind Sie nach Kassel gekommen?

Vorgeschichte der Migration

Wie war Ihre Situation im Heimatland?

Interkulturelle Begegnungen

Wie haben Sie Ihre erste/prägende Begegnung/en mit einem Deutschen / einer Deutschen erlebt?

Persönliche Wahrnehmung, verdeutlicht in individuellen Erlebnissen

Was waren die ersten Eindrücke?

Wie haben Sie sich gefühlt?

Veränderung bzw. eine abschließenden Bewertung der Migrationsentscheidung

- Würden Sie noch einmal nach Deutschland auswandern?
- War es die richtige Entscheidung?
- Haben sich Ihre Erwartungen erfüllt?
- Haben Sie sich durch den Aufenthalt hier/die Menschen verändert?

Die Ausformung der einzelnen Fragebereiche passten wir dem Verlauf und der Situation während des Interviews und der jeweiligen Person bzw. Personen an.

In der Veröffentlichung mussten wir uns in der Darstellung beschränken.¹ An das lebensgeschichtliche Portrait schließen sich Ausführungen zu den vorgestellten Bereichen an. Wir wählten aussagekräftige Zitatabschnitte aus den Interviews, die wie kleine Geschichten eingestreut sind.² Die individuellen Erinnerungen von Migrantinnen und Migranten und die persönlichen Erfahrungen, die mit dem Einwanderungsprozess verbunden sind, setzen wir – graphisch leicht erkennbar – in Beziehung zu offiziellen Daten der Einwanderungsgesellschaft. Dadurch erweitern sich die subjektiven Erinnerungen und die Grenzen öffnen sich hinsichtlich transnationaler und transkultureller Erlebniswelten. Oftmals sind Erinnerungen mit Alltagsgeschehnissen, Gegenständen, speziellen Handlungsweisen und mit bestimmten Lokalitäten verbunden. Einen Einblick vermitteln hier die Fotografien, welche uns die Probandinnen und Probanden zur Verfügung stellten. Sie dienen

1 Für interessierte Leser und Leserinnen besteht die Möglichkeit unter der Internetadresse <http://www.upress.uni-kassel.de/publi/abstract.php?978-3-89958-722-7> weitergehende Informationen zu erhalten.

2 Um eine gute Lesbarkeit zu gewährleisten, haben wir auf die detaillierte wörtliche Transkription der Interviews verzichtet. Gerade hier zeigt sich die unterschiedliche Herangehensweise der Studierenden. Es wird deutlich, dass die empirische Forschung und deren Ergebnisse ein Produkt der einzelnen Interviewenden und der Situation, in der die Gespräche aufgezeichnet wurden, ist. Um hier größtmögliche Transparenz herzustellen, verweisen wir auf die Ausführungen zur Interviewsituation im Anhang.

nicht nur der Illustration des Gesagten, sondern vermitteln darüber hinaus eine Alltagswelt, die zeitgeschichtliche und individuelle Bezüge herstellt.

Die Diversität der Lebensgeschichten spiegelt sich auch in den unterschiedlichen Herangehensweisen der Interviewenden wieder. Alle Forschenden legten großen Wert auf eine ausführliche Einführung vor dem Interview, in welcher sie unser Projekt vorstellten und erste Informationen zur Lebensgeschichte der Probandinnen und Probanden erhielten. Um nicht nur die Inhalte des Gesprächs zu überliefern, sondern auch eine möglichst große Transparenz bzgl. der Gesprächssituation herzustellen, verweisen wir deshalb auf den Beobachtungsbogen für jedes Gespräch.³

³ siehe Interviewsituation im Anhang

Kapitel 3.1

Portraits der Befragten



Dimitris während des Interviews

Portrait Dimitris

Dimitris¹ wurde am 23.12.1939/42 - das genaue Geburtsjahr ist nicht bekannt - in Griechenland geboren. Bevor er am 02.02.1965 nach Deutschland kam, besuchte er das Gymnasium in seinem Wohnort Chania auf der Insel Kreta. Nach dem Abitur arbeitete Dimitris als Bauer auf den Oliven- und Apfelsinenplantagen seiner Familie. Im Februar 1965 kam Dimitris nach Deutschland. Zum Zeitpunkt seiner Einreise sprach er ausschließlich griechisch. Nach seiner Ankunft in Deutschland arbeitete Dimitris in einem Textilunternehmen, später dann in einer Buchbinderei, als Taxifahrer - er war der erste ausländische Taxifahrer in Kassel - sowie als Schauspieler im Theater und Kellner in griechischen Restaurants. Nach der Heirat mit seiner deutschen Frau eröffnete die Familie zwei griechische Restaurants, welche später aufgegeben werden mussten. Dimitris und seine Frau bekamen 4 Kinder.

Heute lebt Dimitris mit seiner Frau in Lüdenscheid bei Dortmund. Er ist seit 3 Jahren Angestellter in einem Parkhaus und dort für die Überwachung, Personal- und Kundenbetreuung sowie für Reparaturarbeiten zuständig.

¹ Um die Anonymität der Befragten zu gewährleisten, wurden die Namen geändert.

Portrait Paolo

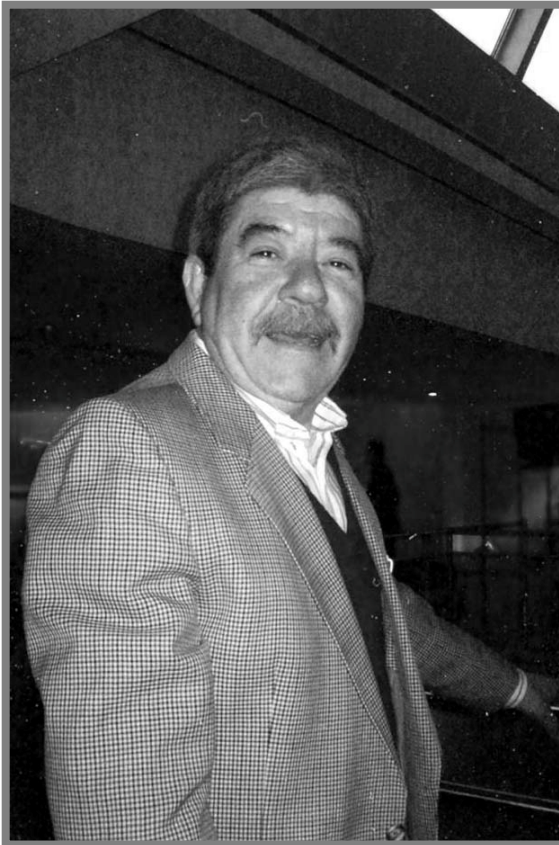
Paolo¹ ist heute 64 Jahre alt und wohnt mit seiner Frau zusammen in Kassel. Es gehören zwei Kinder und vier Enkelkinder zur Familie, die ebenfalls in Kassel leben. Seine Tochter und der Sohn haben beide die Schule erfolgreich abgeschlossen, wobei die Tochter die Realschule besucht hat. Danach hat sie als Zahnarthelferin / Kassiererin gearbeitet. Der Sohn hat nach der Schule eine Arbeitsstelle bei VW bekommen.

Paolo besuchte in Italien acht Jahre lang die Grundschule und machte danach eine Ausbildung zum Fliesenleger. Anschließend bekam er einen Arbeitsvertrag, mit dem er in einem Unternehmen in Deutschland angestellt wurde. Deshalb fasste er den Entschluss, Italien zu verlassen, am 15.03.1966 reiste er nach Deutschland ein.

Paolo hat dann für zwei Jahre im Bereich Gartenbau gearbeitet und für weitere zwei Jahre in der Härterei bei der Firma Henschel. Bevor er in Rente ging, hat er 34 Jahre bei VW u.a. als Vorarbeiter sein Geld verdient.

Zurzeit wohnt er in seinem eigenen Haus in Kassel.

¹ Von Paolo liegen keine Fotografien vor.



Aktuelles Foto von Carlos

Portrait Carlos

Carlos wurde in Gilena bei Sevilla (Spanien) am 19.07.1947 geboren. In Spanien machte er eine Ausbildung zum Steinmetz. Bevor er am 3. Oktober 1968 mit 21 Jahren nach Kassel kam, hatte er fast drei Jahre in Barcelona, außerdem neun Monate bei seinem Bruder in Valencia gelebt.

In Frankfurt machte er seinen Hauptschulabschluss, um anschließend eine Ausbildung zum Elektriker in Dortmund beginnen zu können. Parallel lernte er in einem eineinhalbjährigen Sprachkurs Deutsch.

Nach der Ausbildung war Carlos arbeitslos. Er machte einen „Personenbeförderungsschein“, um übergangsweise als Taxifahrer zu arbeiten. Daneben war er als Kellner tätig. Danach arbeitete er 10-15 Jahre als Elektromonteur. Carlos ist seit fast 10 Jahren (2001) Hausmeister in einem Kulturzentrum.

Seine Frau hatte er bereits in der Heimat Spanien kennen gelernt. Er heiratete sie nach zwei Jahren Aufenthalt in Deutschland und holte sie dann zu sich. Mit ihr bekam er zwei Kinder.



Lucio während des Interviews

Portrait Lucio

Lucio wurde 1950 in einem kleinen Dorf in Italien geboren. Er wuchs bei seinen Eltern auf und besuchte eine Schule in der Nähe seines Wohnortes.

Mit 17 Jahren beendete er eine Ausbildung als Maschinenschlosser und begann zu studieren. Da sich seine Eltern aufgrund finanzieller Schwierigkeiten die Fortführung seines Studiums an einer technischen Hochschule für Landwirtschaft, nicht mehr leisten konnten, traf Lucio den Entschluss nach Deutschland zu ziehen und dort als Gastarbeiter für ein Jahr Geld zu verdienen.

Er tat dies entgegen der Vorstellungen und Ratschläge seiner Eltern, die von seiner Auslandstätigkeit nicht begeistert waren. Gegen Ende seiner Ausbildungszeit in Italien wurde er von einer hessischen Firma als arbeitsfähig eingestuft. Er begann mit 18 Jahren, im Jahre 1968, als Arbeiter in einer Kassler Maschinen- und Fahrzeugfabrik zu arbeiten.

Nachdem er in Deutschland Fuß gefasst hatte, wurden aus dem geplanten einem Jahr Auslandsaufenthalt nach und nach immer mehr Jahre und inzwischen schon über vier Jahrzehnte. Lucio lernte langsam die ihm bis dahin unbekannt deutsche Sprache und absolvierte eine weitere Ausbildung als Maschinenschlosser. Nachdem er diese abgeschlossen hatte, bekam er durch einen Kasseler Sozialarbeiter, der sich für ihn engagierte, die Möglichkeit seinen Industriemeister zu absolvieren. Dies tat er sehr erfolgreich und führte seine Arbeit und sein Leben in Deutschland fort.

Neben seiner hauptamtlichen Arbeit in der Maschinen- und Fahrzeugfabrik engagierte er sich in der Gewerkschaft des Betriebes, bei der SPD, sowie im Ausländerbeirat.

Nachdem sein Vater in Italien verstarb, holte er seine Mutter nach Deutschland. Während seines Aufenthaltes in Deutschland lernte Lucio eine Spanierin kennen, die er bald heiratete. Mit ihr bekam er zwei Söhne. Er legte großen Wert auf die gute Ausbildung seiner Kinder. Ein Sohn lebt mit seiner Freundin noch immer in Kassel. Heute hat er sich von seinem Heimatland Italien entfremdet, denkt aber viel über sein Leben in zwei Kulturen nach.



Aktuelles Foto von Conzuela

Portrait Conzuela

Conzuela wurde am 8. Dezember 1944 in Andalusien (Spanien) geboren. Sie wuchs mit ihrer Schwester und ihren Eltern in ärmlichen Verhältnissen auf.

Der Familie von Conzuela war es nicht möglich, ihren Kindern eine angemessene Schulbildung zu ermöglichen. Aus diesem Grund ist Conzuela Analphabetin. Das erschwerte ihr die Arbeitssuche.

In 50-er Jahren lernte Conzuela ihren heutigen Ehemann kennen und lieben. 1960 heirateten sie. Kurz nach der Heirat kam ihr Sohn zur Welt.

Im Jahr 1967 immigrierte der Mann von Conzuela als „Gastarbeiter“ nach Deutschland. Drei Jahre später folgte ihm Conzuela, sie siedelten sich in Kassel an.

Als Conzuela in Kassel Fuß gefasst hatte, bekam sie eine Arbeitsstelle bei Mercedes. Dort erlernte sie ein wenig die deutsche Sprache. Nach dem Berufseinstieg bei Mercedes, engagierte sie sich in einem Kulturzentrum. In dieser Einrichtung arbeitete bereits ihr Ehemann. Conzuela interessierte sich politisch. Zunächst engagierte sie sich in Organisationen, um die politischen Zustände in ihrem Heimatland zu verbessern, dann arbeitete sie im Ausländerbeirat der Stadt Kassel mit.

Conzuela bekam einen Sohn und eine Tochter. Sie und ihr Mann legten großen Wert auf eine gute Ausbildung ihrer Kinder. Momentan ist sie arbeitslos, engagiert sich jedoch ehrenamtlich in einem Kulturzentrum.



Fatima zum Zeitpunkt ihrer Einreise nach Kassel

Portrait Fatima

Fatima wurde am 01.01.1962 in der Türkei geboren. Im Alter von 8 Jahren reiste sie mit ihrer Mutter, ihrem Bruder und ihrer Schwester nach Deutschland ein. Der Vater war bereits als „Gastarbeiter“ in Deutschland.

Nachdem der Vater in Deutschland Fuß gefasst hatte, beschloss die Familie, dem Vater zu folgen. Aufgrund der geringen deutschen Sprachkenntnisse bekam Fatima schulische Probleme. Sie besuchte eine Sonderschule und anschließend eine Berufsschule. Sie hat keinen Berufsabschluss.

Später arbeitete sie in einer Schneiderei. Im Laufe der Zeit lernte sie ihren türkischen Ehemann kennen. Sie heirateten 1980 und bekamen vier Kinder, zwei Mädchen und zwei Jungen. Sie legten großen Wert auf eine gute Ausbildung der Kinder. Die älteste Tochter ist bereits berufstätig und verheiratet. Die zweite Tochter und der älteste Sohn studieren, der jüngste Sohn besucht noch die Schule. Fatima arbeitet z. Zt. als Reinigungskraft.



Foto von Esmeralda mit Ihrem Mann

Portrait Esmeralda

Esmeralda wurde am 17.06.1951 in Spanien in der Stadt Cadiz geboren. Sie lernte ihren Mann kennen, kurz bevor dieser als Gastarbeiter nach Deutschland ging. Um ihm folgen zu können, heirateten die Beiden ein paar Jahre später in Spanien.

Im Februar 1974 reiste Esmeralda nach Deutschland/Hofgeismar ein. 7 Jahre später kam ihr Sohn Antonio zur Welt. Noch heute lebt Esmeralda mit ihrer Familie in Hofgeismar. Dort arbeitet sie als Reinigungskraft.

Ihr Sohn ging in Deutschland zur Schule und machte eine Ausbildung als Industriemechaniker.



Foto der Großfamilie in Hofgeismar

Portrait Mercedes

Mercedes wurde 1965, ebenfalls wie Esmeralda, in der spanischen Stadt Cadiz geboren.

Sie reiste mit Esmeralda und weiteren Familienmitgliedern im Februar 1974 nach Deutschland/Hofgeismar ein.

Ihr Vater, der der Bruder von Esmeraldas Mann ist, hatte hier schon über 10 Jahre verbracht. Im Grundschulalter kam Mercedes nach Deutschland. Sie wurde hier in die fünfte Klasse eingeschult.

Später heiratete sie und bekam drei Kinder. Heute arbeitet sie als Verkäuferin.

Sie verfügte zur Zeit der Einreise über keine deutschen Sprachkenntnisse.

Kapitel 3.2

Ausgewählte Aspekte des neuen Lebens

Weggehen und ankommen



Dimitris als junger griechischer Soldat

Mitte der 50-er bis Anfang der 70-er Jahre kamen Gastarbeiter und Gastarbeiterinnen aus den verschiedensten Ländern nach Deutschland.

Anwerbeabkommen zwischen Deutschland und

- **1955 Italien**
- **1960 Spanien und Griechenland**
- **1961 Türkei**
- **1963 Marokko**
- **1964 Portugal**
- **1965 Tunesien**
- **1968 Jugoslawien**

Wir interviewten Menschen aus Italien, Spanien, Griechenland und der Türkei, die diese Zeit mit erlebten. Zunächst erläutern wir die Gründe, die unsere Interviewpartner nach Deutschland führten. Die Mehrheit unserer Gesprächspartner und Gesprächspartnerinnen berichteten von einem Mangel an Arbeitsplätzen im Heimatland und von niedrigen Löhnen und schlechten Arbeitsbedingungen. Sie erhofften sich materiellen Wohlstand durch die Arbeit in der Bundesrepublik. Manche Gesprächspartner erzählten von dem Wunsch, wieder mit zuvor ausgewanderten Familienangehörigen zusammen zu kommen. Einer der Probanden schilderte seine Erwartung, Neues zu entdecken. Er verdeutlicht eine Aufbruchsstimmung und Erwartungshaltung, die oft einer harten Realität (s. „Arbeitssituation kurz nach der Einreise“) weichen musste. Dass die Vorstellungen von Deutschland oft recht vage waren, verdeutlicht die Geschichte „Wo liegt eigentlich Deutschland?“.

Ausländische Arbeitnehmerinnen und Arbeitnehmer nach ausgewählten Herkunftsländern 1954-1962

	<i>Insgesamt</i>	<i>Italien</i>	<i>Spanien</i>	<i>Griechenland</i>	<i>Türkei</i>
1954	72900	6500	400	500	-
1955	79600	7500	500	600	-
1956	98800	18600	700	1000	-
1957	108200	19100	1000	1800	-
1958	136300	31500	1500	2900	-
1959	166800	48800	2200	4100	-
1960	279400	121700	9500	13000	2500
1961	507400	218000	51000	43900	5200
1962	655500	266000	87300	69100	15300

Quelle: Klaus J. Bade/ Jochen Oltmer (2004): Normalfall Migration.

München

Im Folgenden schildern wir die Gründe, die zur Auswanderung führten, im Einzelnen.

Der Grieche **Dimitris** berichtete, dass er und viele seiner Landsleute Anfang der 60-er Jahre die Möglichkeit bekamen für ein Jahr als Gastarbeiter nach Deutschland zu gehen. Man fragte ihn lediglich, ob er Interesse habe, in Deutschland zu arbeiten. Er erzählte von seinem Traum viel Geld zu verdienen, um sich ein Auto oder Haus kaufen zu können. Deshalb unterschrieb er einen Vertrag, der ihn für ein Jahr verpflichtete in Deutschland zu bleiben.

Die Realität allerdings sah ganz anders aus. Zum Teil gab es leere Versprechungen. So besagte Dimitris Vertrag, dass er nach München zu Siemens kommen sollte. Dies geschah jedoch nie. Außerdem war die Arbeit, nach Dimitris Schilderung, härter als erwartet und die Gastarbeiter kamen nach diesem Jahr nur durch Rückzahlung der entstandenen Kosten aus dem Vertrag heraus.

Arbeitssituation kurz nach der Einreise

Dimitris: „Ich war nicht einverstanden, mit dem Klima, die Arbeit war schmutzig. Wir ham’ die Sache hoch genomm, mit Staub und (...)1 was weiß ich. Das war für mich nicht zu ertragen, aber (...)ich hab immer gedacht, ja gut, wir sind alle, alle2 für ein Jahr gekommen. Also, jeden den man gefragt hat sagte: „Ja, ich bleib für 1 Jahr (...), ich kauf ein Auto oder ich bau’ ein Haus oder was weiß ich.“ Also, so war das leider nicht! Da mussten wir erst einmal hart arbeiten, wir waren ängstlich zum Arzt zu gehen oder krank geschrieben zu werden, weil dann verliern wa’ die Arbeit; da ham’s uns gesagt ihr habt da `nen Ver - (...) Vertrag unterschrieben, und dann musste ich ja (...) solange bleiben, sonst musste ich das Geld zurück zahlen (...). Ja, das Nächste: Also so war der Vertrag, ne, später...konnten wir eine andere Arbeit suchen. Das hab ich auch getan. Sofort weil, (...) draußen, konnte ich (...) fast das Dreifache verdienen, als wir verdient haben. Bei Volkswagen zum Beispiel, oder so ne. Ja, das war aber auch nicht soo einfach. Dann hab ich mir gedacht, was soll ich jetzt ma machen, studieren kann ich nicht, die Sprache kann ich nicht, da hab ich dann mal als Buchbinder gearbeitet.“

Paolo reiste im März 1966 aus Italien nach Deutschland ein. Er berichtete von der damaligen schlechten Arbeitslage in Italien. Es herrschte, nach seiner Schilderung, ein hoher Konkurrenzkampf auf dem Arbeitsmarkt. Darüber hinaus berichtete Paolo, dass viele Eltern die Bildungslaufbahn ihrer Kinder nicht unterstützten. Sie

1 (...) bedeutet: Sprechpause

2 unterstrichen bedeutet: mit Betonung gesprochen

waren der Meinung, so Paolo, dass ihre Kinder schnellstmöglich einen Beruf ausüben sollten.

Aufgrund der arbeitsmarktpolitischen Lage in Italien und aufgrund fehlender Bildungsmöglichkeiten, reifte in Paolo also der Entschluss, Italien zu verlassen. Außerdem reizten ihn neue Herausforderungen, auch wenn er mit seinem damaligen Leben grundsätzlich zufrieden war. Er wollte seine Chance nach Deutschland auszuwandern nutzen, um bessere Qualifizierungs- und Aufstiegschancen als in Italien zu bekommen. Paolo hoffte, seinen Lebensstandard verbessern zu können.

Carlos beschrieb die Situation in seinem Heimatland Spanien, als sehr schwierig. Er berichtete, dass man viel arbeiten musste und das Geld am Ende des Monats doch nicht reichte. In der Zeit, als Carlos in Valencia lebte, lernte er einen Jungen kennen, der in Deutschland gewesen war. Dieser erzählte ihm von den guten Arbeitsbedingungen in Deutschland: „Nur 8 Stunden arbeiten und gutes Geld verdienen“. Deshalb entschied sich Carlos, nachdem sein Wunsch nach Australien auszuwandern, nicht geklappt hatte, 1968 nach Deutschland zu gehen.

Lucio studierte zwei Jahre an einer technischen Hochschule für Landwirtschaft in Italien. Da es seinem Vater nach einiger Zeit nicht mehr möglich war, ihn finanziell zu unterstützen, konnte Lucio die Hochschule nicht länger besuchen. Sein Lehrer empfahl ihm, eine Berufsausbildung zum Metallarbeiter aufzunehmen. Er tat dies und innerhalb von zwei Jahren schloss Lucio die Lehre mit der Maschinenschlosserprüfung ab. Die Absolventen bekamen das Angebot in einer italienischen Stadt zu arbeiten oder für ein Jahr nach Deutschland zu gehen. Lucio entschied sich für eine Arbeit in Deutschland. Er wurde von deutschen Ärzten der Firma untersucht, arbeitsfähig eingestuft und bekam von der Schule einen Arbeitsvertrag.

Die Absolventen, die sich für das Gastarbeiterjahr in Deutschland entschieden hatten, wurden mit dem Zug nach Deutschland ge-

bracht. Einige der Gastarbeiter stiegen in Mainz, andere in Frankfurt aus. Lucio erreichte Kassel am 31. Juli 1968 um 17.00 Uhr abends.

In Spanien, so berichtete **Conzuela**, waren viele Menschen arbeitslos und bekamen das Angebot nach Deutschland zu gehen, um dort als Gastarbeiter oder Gastarbeiterin zu arbeiten. Dies taten auch Conzuela und ihr Ehemann.

Zunächst ging der Ehemann von Conzuela im Jahr 1967 nach Deutschland und arbeitete dort in einer Schmiede. Drei Jahre später folgte die Spanierin ihrem Ehemann. Sie berichtete von der besseren Arbeitsituation in Deutschland. Außerdem wollte sie wieder mit ihrem Mann vereint sein und eine Familie aufbauen. Als weiteren Grund für die Ausreise aus Spanien, nannte sie die un-demokratische Situation in dem Land.

Fatima erzählte, dass ihr Vater schon einige Jahre vor der Auswanderung der gesamten Familie nach Deutschland gegangen war, um Geld zu verdienen. Der Hauptgrund von Fatimas Familie, nach Deutschland zu gehen, war die Familienzusammenführung mit dem bereits dort lebenden Vater. Als Fatima 1970 nach Deutschland mit ihrer Familie auswanderte, war sie ein achtjähriges Kind. Sie wurde nicht gefragt, ob sie in das fremde Land ziehen wollte.

Mercedes und **Esmeralda** reisten im Februar 1974 von Spanien nach Deutschland ein. Sie kamen, um mit ihrer Familie vereint zu sein, da der Vater von Mercedes und der Mann – Vater und Ehemann sind Brüder - von Esmeralda schon einige Jahre in der Bundesrepublik lebten. Die Frauen erzählten im Interview, dass viele Immigranten nach Deutschland kamen, um schnelles Geld zu verdienen. Danach wollten sie zurück in die Heimat gehen. In Spanien, so berichteten Mercedes und Esmeralda, gab es damals wenig Arbeit und die Löhne waren niedrig. Der Vater von Mercedes kehrte zunächst immer wieder nach Spanien zurück, aber als er dort keinen Job fand zog es ihn wieder nach Deutschland. Um mit seiner Familie zusammen sein zu können, holte er diese dann zu sich.

Esmeralda lernte ihren Mann, den Bruder von Mercedes Vater, kurz bevor er nach Deutschland ging, kennen und heiratete ihn noch in Spanien. Später folgte sie ihm dann mit Mercedes und weiteren Familienmitgliedern nach Deutschland, um auch hier zu arbeiten.

Wo liegt eigentlich Deutschland?

Antonio: „Ja, sie hat quasi nur das Einzige, was sie wusste, also das war halt echt das ich flie(...)ich fahr nach Deutschland (...) Mehr wusste sie von Deutschland eigentlich gar nicht.“

Mercedes: „Vor allem wir hatten noch nicht mal Vorstellungen, wo Deutschland überhaupt liegt, ne (...) sagten welche, die hatten die Vorstellungen das wär ein Nachbarort. Die sagten: „Ja, Tschüß und grüß mein Sohn, wenn du den siehst (...) Nach Deutschland, (lacht) als wenn das Nachbarn wären (...)“

Esmeralda: „Jaha, und eine alte Frau, ne und sagte, sie wollte (...) bei uns Paket geben für seinen Sohn. Und sage mein Mann: „Ja warum Paket geben wo wohnt“- „Ja, du ähh fliegen an Frankreich vorbei? Und grüßen mir meinen Sohn...“ sagte sie meinem Mann (...)“

(alle lachen)

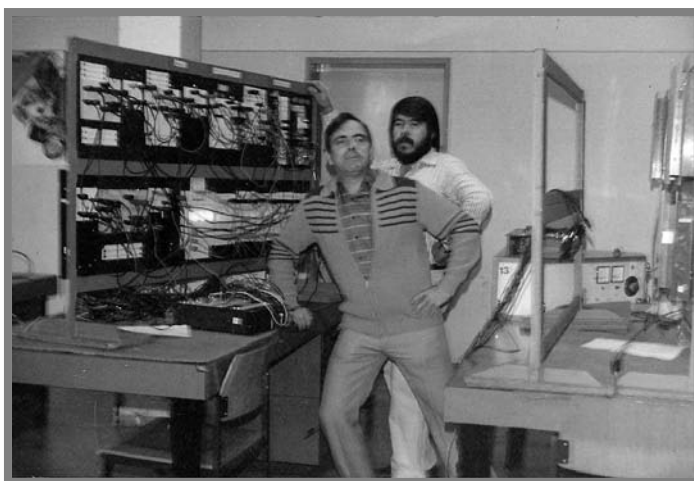
Mercedes: (lacht) „Wir hatten keine Vorstellungen“ (...)

Kapitel 3.2

Ausgewählte Aspekte des neuen Lebens

Beginn oder „...das war aber auch nicht so einfach...“

„... DAS WAR ABER AUCH NICHT SO EINFACH...“



Carlos in Deutschland während seiner Ausbildung zum Elektriker

Der Beginn in einem fremden Land ist oft mit Unsicherheiten, Schwierigkeiten und einschneidenden Erlebnissen verbunden. Auch nach beinahe einem halben Jahrhundert erinnern sich unsere Gesprächspartnerinnen und Gesprächspartner mit erstaunlicher Präzision an das damals Erlebte. Zwar gibt es individuelle Unterschiede in der Art und Weise, wie die zunächst fremden Arbeiter ihre Anfangszeit in Deutschland wahrnahmen, gleichzeitig ähneln sich einige Erfahrungen. Da ist zunächst das kältere Klima in Kassel, auf welches viele der Interviewten nicht vorbereitet waren. Es spielte im damaligen Erleben und der heutigen Erinnerung eine große Rolle. Überhaupt scheint sich die erste Wahrnehmung bei der Ankunft fest ins Gedächtnis eingeschrieben zu haben. Ausnahmslos positiv werden Symbole gedeutet, die ein „Willkommen“ signalisieren, wie die Musikkapelle, die bei Einfahrt des Zuges spielte oder die schriftliche Begrüßung in der Muttersprache. Verwunderung riefen Dinge hervor, die im Einwanderungsland anders gehandhabt wurden wie zuhause, beispielsweise der Filterkaffee (s. „Das ist doch kein Kaffee“) oder der Sperrmüll auf den Straßen (s. „Deutschland ein Einkaufsparadies“). Das ungewohnte Essen und erste Erlebnisse beim Einkaufen (s. „Der erste Einkauf“ und „Ein Kilo Pribaka“) scheinen prägend gewesen zu sein.

Es war sehr unterschiedlich, was und wie viel unsere Gesprächspartner und Gesprächspartnerinnen zu den verschiedenen Punkten erzählten. Jeder legte den Schwerpunkt auf andere Aspekte.

Dimitris kam im Februar 1965 mit dem Zug zusammen mit anderen Gastarbeitern nach Deutschland. Er erinnerte sich noch gut an die damaligen Strapazen. Nach tagelanger Zugfahrt erreichte er ein völlig fremdes Land, er beherrschte nicht die Sprache und war nicht auf das kalte Klima vorbereitet. Dimitris kam schließlich nach Kassel, in die Stadt in der er später 40 Jahre seines Lebens verbrachte. Anfangs war er sehr überrascht, denn zuvor hatte man ihm gesagt, er käme als Gastarbeiter nach München zu der Firma Siemens. Doch bei Siemens wurden keine Arbeiter mehr gebraucht, und so führte die Fahrt nach dem ersten Halt in München weiter nach Kassel. Ein Schild am Münchener Bahnhof, auf dem in griechischer Schrift „Willkommen in Deutschland“ geschrieben stand, blieb Dimitris besonders in guter Erinnerung.

Paolo verließ am 13. März 1966 Italien und reiste am 15. März in Deutschland ein. Er kam mit dem Zug in die Bundesrepublik. Auf der Fahrt überreichte ihm der Schaffner seinen ersten Arbeitsvertrag über ein Jahr. Paolo kam vollkommen allein, ohne Freunde und ohne Bekannte. Zu diesem Zeitpunkt konnte Paolo noch kein Wort deutsch sprechen.

Später wohnte er in barackenartigen Unterkünften, in denen meistens vier Menschen auf engstem Raum zusammen lebten.

Seinen ersten Job übte er als Gartenbauer aus. Obwohl ihm die Arbeit viel Spaß machte, wechselte er nach zwei Jahren den Arbeitgeber und fing bei der Firma Henschel an. Dort entwickelte er sich zum Spezialisten. Zudem bekam er eine neue Unterkunft im Henschel Heim. Paolo erinnerte sich, dass die Zimmer um einiges besser als die vorherigen waren. Bei der Firma Henschel arbeitete Paolo zwei Jahre. Dann verließ er aus finanziellen Erwägungen heraus auch diesen Arbeitgeber. Er wechselte zum VW Werk nach Baunatal.

„Das ist doch kein Kaffee“

Dimitris: „Ganz einfach war das nicht (...). Wir sind von Süden gekommen, wie Sie das wissen (...) also Kälte, und soo, a Winter wie ich ma damals in ääh (...) Februar 1965, nach Kassel gelandet bin, (...) das war natürlich so,(...) meine Sprache. Wir sind tagelang mit dem Zug unterwegs gewesen (...), erstmal in eine fremde Land, wir sind vom Bahnhof abgeholt worden (...), und-ähh (...) die erste Frage war „Sprechen Sie deutsch?“, da hab ich sacht, „Ich nicht sprechen deutsch“, das einzige was ich konnte(...) das wars schon äh, hatten wir auch entsprechende Klamotten nicht an (...), zum Beispiel Winterschuhe mit den ganz dünnen Sohle, keine Wintermantel, und dann mit der Schuhsohle, (...) Bei uns das Klima ist anders und (...) das ham wa nicht hier, wir wussten dass ´s hier kälter ist (...), so sind wir nach Kassel gelandet. Natürlich ich war ja enttäuscht, weil ich hätt´angeblich in Siemens gekommen, (...) äh, und in München (...) äh das war das erste Pause von der Zug, da war schon wunderschöne (...) äh Tabelle, „Willkommen in Deutschland“ und so weiter, ääh, in griechischer Sprache, groß geschrieben, das hab ich äh wahnsinnig nett gefund´n, (...) und dann ääh, habn die uns Kaffee (...) hab´n gefragt ´wollt ihr Kaffee`, ham wir ja gesacht, und der Kaffee, das heutige Kaffee war für uns wirklich nicht bekannt. (...) So mit Filter und so weiter (...), ja, irgendwann kommt dann Kaffee für uns, und wir ham massenweise anfangen zu lachen, unendlich zu lachen, weil wir hab´n den Kaffee ausgelacht: „Das ist doch keine Kaffee, das is´wie, hm, wir wussten nur den sogenannten Mokka oder diesen (...) türkischen Kaffee...und das ist doch keine Kaffee und das ist wiie (...) hm, Schmutzwasser, oder ich weiß nicht was wir gesagt haben. (...) Ja, wir ham natürlich gemerkt, da waren Nonnen dazwischen, die hab´n uns Kakao und Bier gebracht. Kaffee war für uns, nä, keiner von uns hätte gesagt dass das eine Kaffee ist oder (...) „ich trinke Kaffee“, keiner. Also das werd´ich wirklich wirklich nie in mein´m Leben vergessen. Jetzt (...) weiß ich was der Kaffee ist, trink ich auch gern, aber (...) nach 46 Jahre, nach 45 Jahre, später, ne,

Als **Carlos** in Kassel ankam, empfing ihn und die anderen Gastarbeiter am Bahnhof eine Musikkapelle. Sie konnten zwischen verschiedenen Arbeitsmöglichkeiten auswählen. Carlos entschied sich für die Firma Henkel. Als nicht unerhebliche Anfangsschwierigkeit beschrieb er seine fehlenden Deutschkenntnisse. Anfangs bekam er deshalb einen Dolmetscher gestellt, der ihn in die Arbeitsvorgänge einwies. Carlos berichtete von seinem Heimweh nach Spanien. Gerade in der Anfangszeit vermisste er seine Familie besonders.

„Deutschland ein Einkaufsparadies“

Marina: „Und bei uns dann auch vor (...), damals noch (...) ne(...) diese Sperrmüll, das die Sachen neu waren, weggeschmissen haben was für uns unfassbar war (lacht) und furchtbar die Fahrräder ne (...) Die werfen sie ja ganz neu (...) ne“ (alle lachen)

Antonio: „Deutschland ein Einkaufsparadies“

Marina: „Und die Leute haben viel Geld dann oder wie (...) ne (...) das war's halt diese ja und man hatte ja auch das war die damalige Zeit (...) das war wo Deutschland in Aufmarsch war aber für uns war das ja nee (...) Die werfen die Sachen neu weg (lacht) ja war immer ganz toll (...) war immer ganz toll (...). wenn man Fahrräder haben wollte (...) braucht man nur auf die Straße gehen“ (...)(alle lachen)

Marina: „Es ist aber wirklich so“

I: „Glaub ich (...“

Marina: „Heutzutage macht man es ja auch selber (...) ne man hortet ja nicht mehr in den Keller (lacht) aber das fanden wir auch (...) Die werfen alles Neue weg (...) mhm das war auch ganz lustig (lacht laut) ...“

Als **Lucio** am 31. Juli in Kassel ankam, holte ihn ein Dolmetscher ab. Man brachte ihn zusammen mit anderen Ausländern in einer Militärbaracke unter. Die Baracke bestand aus ca. 40 Zimmern, in denen vier oder zwei Personen wohnten. Lucio hatte Glück. Man brachte ihn in einem Zimmer für zwei Personen unter, zusammen mit einem Landsmann. Da er zu diesem Zeitpunkt weder Deutsch

noch Englisch sprechen konnte, hatte er zumindest jemanden, mit dem er sich verständigen konnte. In der Baracke lebten Italiener, Türken und Jugoslawen. Zwei Jugoslawen sprachen italienisch und kannten sich in Kassel aus. Sie nahmen sich Lucios an und halfen ihm in vielen Dingen. Lucio Dozent in Italien hatte versprochen, dass jeder Gastarbeiter zwei bis drei Dolmetscher in Deutschland zur Verfügung haben würde. Aber dies war nicht der Fall. Es gab zwei Dolmetscher für alle ausländischen Arbeitnehmer. Die Dolmetscher besuchten mit den Gastarbeitern am Tag nach der Ankunft die Betriebe, in denen sie in den nächsten Tagen anfangen sollten zu arbeiten.

Lucio hatte an seinem siebten Arbeitstag in Kassel einen schweren Unfall. Ein schwerer Gegenstand fiel auf sein Bein, so dass er 3 Monate nicht arbeiten konnte. Lucio erzählte seinen Eltern nie von diesem Unfall. Er hatte ein schlechtes Gewissen, da er sich damals gegen die Ansicht seines Vaters entschieden hatte nach Deutschland auszuwandern.

Lucio erinnerte sich noch genau an Weihnachten im Jahr 1968. Er war das erste Mal ganz allein, ohne seine Familie. Er verbrachte die Feiertage mit zwei Italienern, die er nicht richtig kannte.

Der erste Einkauf

Lucio: (...) „Sie erklärten uns, dass wir zwei Schritte weiter in der Holländischen Straße bei Laden A Brot kaufen können und anderes, was wir brauchten. Wir haben geraten, denn ich habe 40.000 Lire gewechselt in Deutsche Mark (...) und wir sind einfach hingegangen und wir haben Brötchen gekauft und wir haben gar nicht gewusst, wie das heißt. Wir haben uns das Brot gepackt und sind an die Kasse gegangen. Der Druck war enorm, weil wir nicht wussten was auf uns zukommt. Es waren Zwangsmaßnahmen (...). Ich bin dorthin gegangen, weil ich essen wollte und musste und ich hatte keine andere Möglichkeit als dort hin zu gehen. Ich konnte mich nicht entscheiden, dass ich einfach in ein Restaurant gehe. Wir hatten einfach keine andere Möglichkeit. Wir sind wieder heimgegangen, hatten eine Kleinigkeit gegessen und das war's (...).“

Conzuela kam mit 25 Jahren nach Deutschland. Die Stadt Kassel und die dort lebenden Menschen, machten einen positiven Eindruck auf sie. Man empfing Conzuela und die anderen Migranten bei ihrer Ankunft in Kassel mit einer Musikkapelle. Conzuela arbeitete zunächst so wie ihr Ehemann bei Mercedes. Sie vermisste anfangs ihre Familie in Spanien sehr. Als sie immer mehr Kontakte in Deutschland knüpfte, legte sich ihr Heimweh.

Fatima fiel nach ihrer Ankunft in Deutschland zunächst das Fremde, Andersartige in Deutschland ins Auge wie die Landschaften und das Wetter. Das kältere Klima hatte Fatima besonders wahrgenommen. Ihr gefiel es in Deutschland, so berichtete sie, nicht so gut wie in ihrer Heimat. Sie wäre am liebsten wieder zurück gegangen, sie vermisste ihre Freunde. Außerdem empfand Fatima es besonders schwer, die meiste Zeit im Haus zu verbringen. In der Türkei hatte sie viel draußen gespielt, sie hatte viel Zeit am Strand verbracht und war den ganzen Tag draußen an der frischen Luft.

Ein Kilo Pribaka

Mercedes: *„Aber ich kann euch eine schöne Geschichte erzählen, die hab ich bis heute nicht vergessen, so peinlich war die mir (...) Ich kam hierher. (...) Meine Tante die andere, die war schon da (...) ein Jahr vor und die“*
I: *„Ja“*

Mercedes: *„So, die war als erstes (...) Aber die konnte noch weniger Deutsch als ich, wie ich hier her kam. Naja, jedenfalls wie das so ist, sollte ich, (...) wir wohnten hier oben ne“ „...“*

Antonio: *„Töpfermarkt genau“*

Mercedes: *„Töpfermarkt da unten, ne (...) beim Edeka Laden. Und da gab's Paprika. Und das wusste ich, weil ja wir haben da eingekauft. Und da sollte ich Paprika holen und von zuhause bis da hab ich also als Paprika gerufen, damit ich weiß, was ich holen wollte. Ich sollte ein Kilo Paprika holen. So ich bin dahin und die ganze Zeit „Paprika, Paprika“ und wie ich ankam sagte ich nicht mehr Paprika. Ich sagte Pribaka!!! (Alle lachen laut) Und da stand ich da und ich sagte als Pribaka und die guckte mich an und ich weiß nicht, was sie sagte, weil ich hab wirklich ni (...) ich war ja elf Jahre, (...) das war mir sooo peinlich. Und da und dann hab ich versucht zu erklären (...) das morgens da lagen (...) also ich ging dahin wo die lagen, (die Paprika) aber vielleicht ham sie gesagt, es ist schon alles alle, war ja schon äh mittags ne und die machten ja früher von 1 bis 3 ja zu (...) und (...) ich hab als gesagt Pribaka (mit viel Emotionen erzählt) ne. Was sie sagte, weiß ich nicht. Jedenfalls, das war mir so peinlich. Ich hatte solche roten Backen, (...) da hab ich gesagt ich geh nie wieder einkaufen, wenn ich den Namen nicht sagen kann.“*

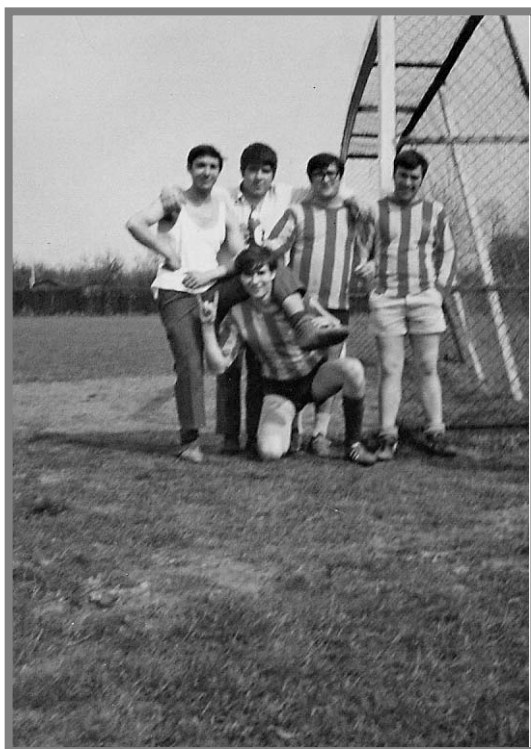
Mercedes und **Esmeralda** reisten zu ihrem Vater und Ehemann nach Hofgeismar. Sie kamen dort morgens mit einer Art Mitfahrgelegenheit an. Sie berichteten von vielen anfänglichen Schwierigkeiten. Zunächst gab es finanzielle Probleme. Da sie Geld in ihre Heimat schickten, blieb nur wenig für sie selbst übrig. Eine weitere Schwierigkeit brachte die deutsche Sprache mit sich. Die damals 11-jährige Mercedes hatte von ihrem Vater nur ein paar Brocken Deutsch gelernt, wie z.B. „Ja“ und „Nein“, „Guten Morgen“ und „Guten Abend“. Durch den Schulbesuch erlernte sie jedoch rasch die neue Sprache. Auch Esmeralda fand sich ziemlich schnell zurecht, da sie sich mit den neuen Arbeitskollegen verständigen

musste. Beide Spanieninnen litten anfangs unter erheblichem Heimweh. Mercedes meinte, ihr Heimweh sei zwar nicht so groß gewesen, wie das der Angehörigen der älteren Generation. Sie vermisste jedoch ihre Großeltern, bei denen sie überwiegend aufgewachsen war und ihre spanischen Freunde sehr. Relativ schnell empfand sie Deutschland jedoch als zweite Heimat. Esmeralda erzählte, dass ihr die ersten fünf Jahre in der neuen Heimat sehr schwer fielen, da beide Länder Spanien und Deutschland sehr verschieden seien. Außerdem litt Esmeralda unter großem Heimweh. Sie vermisste ihre Familie, vor allem ihre Geschwister, die sie in Spanien zurück lassen musste.

Kapitel 3.2

Ausgewählte Aspekte des neuen Lebens

Erlebnisse im zwischenmenschlichen Bereich



Carlos mit seinen Freunden beim Fußball

Im Folgenden befassen wir uns mit den Erlebnissen im zwischenmenschlichen Bereich, die in den Erinnerungen der Befragten eine entscheidende Rolle spielen. Kulturelle Differenzen im zwischenmenschlichen Bereich nahmen die Befragten oft in den ersten Augenblicken der Ankunft wahr, beispielsweise die streng wirkende allein stehende Frau, die den Arbeitnehmer vom Bahnhof abholt oder den Chef, der im „Mercedes“ vorfährt. Die „Eigenheiten der Deutschen“ werden sehr genau registriert und mit dem Gewohnten verglichen (s. „Deutsche Tugenden“ und „Die komischen Deutschen“). Später verdichten sich diese Erlebnisse durch die Isolation der Einheimischen in ihren Häusern, die im Gegensatz zu den Wohnungen in den Heimatländern, als verschlossen erlebt wurden.

Ebenso fremd waren die Unterbringung und das Leben in den firmeneigenen Sammelunterkünften, wo die ledigen Männer zunächst lebten. Es kommt zum Ausdruck, wie ungewohnt die selbstständige Verpflegung war, aber auch die rasche Anpassung an die neuen Umstände, wenn beispielsweise Paolo innerhalb von wenigen Tagen lernt, 15 Männer zu bekochen. Auch wenn sich die Arbeiter anfangs nicht kannten und verschiedenen Nationalitäten angehörten, so halfen sie sich doch oft gegenseitig, das Leben in der fremden Gesellschaft zu meistern (s. „Schutzengel aus Jugoslawien“).

Das enge und isolierte Zusammenleben junger Männer für einen langen Zeitraum brachte besondere Schwierigkeiten mit sich, die in der Geschichte „Die zweite Familie“ dokumentiert sind.

In der ersten Zeit pflegte man in der Regel Kontakte zu Menschen der gleichen Nationalität oder zu anderen „Gastarbeitern“. Später entstanden Verbindungen zwischen Einheimischen und Eingewanderten, häufig durch die Zusammenarbeit in der gleichen Firma (s. „Lohngruppe 4“).

Wir haben die individuellen Erlebnisse jedes Gesprächspartners und jeder Gesprächspartnerin im Folgenden zusammengefasst.

Dimitris hat im Laufe der Zeit in Deutschland viele interessante Menschen kennen gelernt, meist durch seine Arbeit als Taxifahrer oder im Theater. Diese Begegnungen waren, so führte Dimitris aus, in der Regel positiv.

Die erste Person, die ihm vom Bahnhof abholte, blieb ihm stark in Erinnerung. Er beschreibt eine selbstständige, hart arbeitende, etwa 60-jährige unverheiratete Frau.

Das Leben in der multikulturellen Baracke

I: „Ja ähm mich würde noch intressieren wie Sie denn hier untergebracht waren in Kassel?“

Dimitris: „Wie?“

I: „Ja, wie sie hier gelebt haben, wo sie von Griechenland nach Deutschland gekommen sind.“

Dimitris: „Das war eine Baracke eine moderne ganz neue (...) ähm ähm Baracke. Gab's damals für die Gastarbeiter.“

I: „Hm, hm.“

Dimitris: „Die ham so ,ne Schnellhaus gebaut und Billighaus gekauft, aber modern halt mit Heizung. Mit einer allgemene Küche, und da hat das immer mit die Italiener Kontakt gekommen.“

I: „Aha da warn auch die Italiener.“ „...“

Dimitris: „...da war Italiener und Grieche und eine einzige Mutter mit zwei Tochter drin und die war alle drei mit der Raucherei.“

I: „Mhm“ „...“

I: „Wie viele Leute ham' da zusamm' in der Baracke gewohnt, ungefähr?“

Dimitris: „Die Baracke war eins, zwei, drei, vier, drei, sechs Familien.“

I: „Sechs Familien.“

Dimitris: „Sechs, ja sechs, ja wenn du 'nen Partner hattest oder so drei Zimmer von hier und drei Zimmer von andere Seite. Aber eine sehr moderne Baracke äh, ja aber die Kälte war draußen, nich bei uns. Hat ma heftig hier türkische Markt, man ham mer immer geguckt was in jede Topf was du kochst heute. Also wir kochen ja damals mit de Pastasuta, mit de italienische Pasta jede Tag. Hat er mich ausgelacht ja nich eine Tag ohne Spaghetti, nich eine Tag. So. Wie die andre's Brot oder was weiss ich essen, z.B. die Griechen das Brot.“

I: „Ja.“

Dimitris: „Egal was du esst, jedes Esse mit Brot, in jede Esse mit Brot.“

I: „Also war etwas interkulturell in der Baracke (lacht).“

Dimitris: „Da kann man viel sehn, viel lern.“

Der Zug, mit dem **Paolo** kam, hielt zunächst in Melsungen. Dort stieg er aus. Am Bahnhof wartete ein Mann mit einem Mercedes auf ihn. Dieses erste Treffen mit einem Deutschen beeindruckte ihn sehr. Später stellte sich heraus, dass dieser Mann sein Chef war. Als Paolo in Deutschland ankam, enttäuschten ihn seine ersten Eindrücke sehr. Er hatte sich unter der Bundesrepublik etwas anderes vorgestellt. Er hatte vor allem nicht damit gerechnet, in einer Baracke zu wohnen. Bei seiner Ankunft in Deutschland war es sehr kalt und er hatte nur Sommersachen dabei. Genau in diesem Moment, so erinnerte er sich später, wurde ihm klar, dass es noch ein harter Kampf für ihn werden würde. Dies zeigte sich beispielsweise daran, dass er anfangs nicht selber kochen konnte und deshalb die ersten vier Wochen nur Brötchen mit Marmelade oder Nutella aß. Doch irgendwann sagte ein Sizilianer zu ihm, dass er mal was anderes essen solle, sonst könne er den harten Job nicht lange ausüben und dann zeigte er Paolo wie man Nudeln kochte. Paolo übte daraufhin jeden Tag und nach einer Woche kochte er für 15 Personen.

Die schwere Arbeit in den Firmen erledigte er gut und zufrieden stellend. Paolo hatte nie, so berichtete er, an der Arbeit oder privat Probleme mit den Einheimischen.

Doch einmal wurde er während der Arbeit im VW-Werk als „Ausländer“ oder auch als „Itaka“ bezeichnet. Er führte aus, dies habe ihn motiviert noch bessere Arbeit zu leisten. Zum Beispiel reparierte er Maschinen, die Spezialisten nicht haben zum Laufen bringen können. Trotz solcher Zwischenfälle, habe er sich, so versicherte Paolo, mit seinen Kollegen immer sehr gut verstanden. Ein deutscher Arbeitskollege lud ihn sogar auf seine Hochzeit ein.

Lohngruppe 4

Paolo: „Eine Maschine wo, (...) ich und eine Kollege, deutsche Kollege, wir warn dran mit eine niedrige Lohne gearbeitet! Aber wir hamn Spaß zusammen gehabt. Ein Tag de Kollege sagen: „Näh Paolo, ich fahre allein de Maschine heut!“ Sag ich: „Warum? Guck, wie schwer sind die Getriebe!“ Wir hamn immer eine Stunde Du, eine Stunde ich – und wir waren gut. Wir war zufriede. „Nein, nein!“ Sag ich: „Was passiert? Kannst mir sagen!“ „Ja, ich hab eine Lohngruppe mehr gekriege“. Sag ich: „Ist gar kein Probleme! Ist doch gut – vielleicht ein Tag krieg ich auch!“

Und äh (...) aber wenn de Probleme an der Maschine, hat immer gesagt: „Paolo reparier! Paolo gucke!“ Ich habe gesagt: „Nein, Kollege! Du hast Lohngruppe 4! Hast Du eine Lohngruppe mehr wie ich, das ist Dein Arbeit – nicht meine!“

Carlos verbrachte anfangs seine Freizeit meist mit seinen Landsleuten. Er berichtete, dass es mit Deutschen oder Menschen mit einer anderen Kultur nie Probleme gab. Sie, so führte er aus, feierten oft alle zusammen in Kneipen. Heute hat er das Gefühl, dass die Deutschen ihm reservierter gegenüber treten. Seiner Ansicht nach könnte dies mit dem Konkurrenzkampf um die Arbeitsplätze zusammenhängen.

Böse und Gute gibt's überall

Carlos: „Aber ich (...) ich sage ganz offen ehrlich und nicht das jemand hört und sagt naja (...) Nein ich hab viele, viele gute Freunde hier in Deutschland (...) Und wie gesagt, Leute, die andere Menschen hassen, dass gibts überall auch, gibt es auch in Spanien ja? In Spanien gibt es auch viele Afrikaner und dann gibt es auch Leute in Barcelona, die sagen: "Ach scheiss Schwarze, scheiss Afrikaner" ja? Das gibt's nicht nur hier, das gibt's auch im Ausland, aber wenn ich das merken, wenn ich mit Dir rede und merke ich, dass du etwas gegen mich hast, hast du mich das letzte Mal gesehen (...) ja?

Dann suche ich mir andere Leute (...) Ich kenne so viele Deutsche hier, die mehr uns geholfen haben (...) als wie die Landsleute miteinander. Vielmehr (...) im sozialen Bereich, im Wohnungssuchebereich, Lebenshilfebereich, in allen Problemen habe ich viele Deutsche kennen gelernt, die, die noch bereit waren, uns zu helfen. Das sind die Guten, dass sind meine Freunde, die Bösen (lacht) die stell ich an die Seite“

Lucio beeindruckte vor allem der Kontakt zu einem deutschen Sozialarbeiter. Im Februar 1979, ca. 11 Jahre nachdem Lucio nach Kassel gekommen war, hatte er zum ersten Mal Kontakt zu einem Sozialarbeiter. Auf dessen Anraten besuchte Lucio eine Abendschule, um Deutsch zu lernen. Er schloss die Zwischenprüfung ab und konnte so seine Ausbildung als Maschinenschlosser in Deutschland abschließen.

Im Jahr 1972 konnte Lucio größtenteils Deutsch sprechen und arbeitete ab Winter in einer Betriebsschlosserei. Dort blieb er drei Jahre. Für Lucio war dies eine sehr prägende Zeit, da er die Möglichkeit bekam, Schweißerlehrgänge zu belegen und seine Berufsausbildung als Industriemeister abzuschließen.

Schutzengel aus Jugoslawien

Lucio: (...) „Das Glück war noch, dass ich in eine Baracke kam, in der Italiener und Türken waren, aber der Rest nur Jugoslawen (...). Dort waren zwei Jugoslawen die zufälligerweise italienisch konnten. Als sie gehört haben, dass ich und ein paar Kollegen italienisch reden, fragten sie auf italienisch: „Sind sie Italiener?“ Und so wurden in diesem Moment diese große Spannung (...), Anspannung (...), was tun wir morgen, wo gehen wir hin, wie funktioniert das Ganze jetzt (...) und auch die Angst wie wir miteinander kommunizieren sollen genommen. Das ist genauso, wie wenn man sich Tierfilme anschaut und dort kommt ein fremdes Tier in die Gruppe, dann wird es entweder akzeptiert oder gebissen. Und durch diese zwei Jugoslawen wurde diese ganze Spannung genommen (...). Wir hätten uns sonst mit Händen und Füßen verständigen müssen. Wann willst du kochen? Wann will ich kochen? Wann will ich meinen Tee machen und wann willst du deinen Tee machen? Durch die Jugoslawen entstand einfach eine Kommunikation zwischen den zwei Ländern. Wie eine Brücke dazwischen (...) und der eine war, ich kann mich heute noch erinnern, vor vierzig Jahren ein Student aus den Wirtschaften (...). Er hatte damals auch Jugoslawien verlassen, aufgrund desselben Grundes, warum ich gegangen bin. Er konnte sich sein Studium nicht mehr weiter finanzieren. Und sie sind mit zwei Jugendlichen nach Kassel gekommen, aber auch mit vielen Tränen (...). Also ich muss schon sagen, dass ich sehr viel Glück hatte. Es gab auch sehr viele Arbeiter die ohne Essen abends ins Bett gegangen sind. Ich muss sagen, ich habe in dieser Zeit mehr oder weniger einen Schutzengel gehabt (...).“

Conzuela berichtete, dass sie nie ein Problem gehabt habe, mit anderen Menschen Kontakt aufzunehmen. Auch heute hat sie viele Bekannte und Freunde in Deutschland, die sie alle nach Spanien einladen möchte, wenn sie dort wieder lebt.

Conzuela und ihr Ehemann sind aktiv in die kulturelle Stadtteilarbeit eingebunden. Dadurch kennen sie viele unterschiedliche Menschen aus verschiedenen Herkunftsländern. Conzuela bot unter anderem Flamencokurse an. Durch diese Kurse hat sie auch viele Kontakte, insbesondere mit spanischen und türkischen Frauen, geknüpft.

Die „komischen“ Deutschen

Fatima1: „Was mir überhaupt nicht gefiel war, dass Deutsche problemlos vor anderen oder in der Öffentlichkeit essen konnten. Das war für mich etwas ganz neues, dass Leute auf der Straße beim Laufen essen. Mir wurde immer beigebracht, dass man nicht vor anderen Menschen isst, deswegen konnte ich mich bis heute nicht an dieses Verhalten gewöhnen. Als Kind hatte ich immer Mitleid mit den Obdachlosen. In der Türkei hatte ich das nie so stark wahrgenommen. Ich fragte mich immer, warum der deutsche Staat ihnen keine Arbeit gab und stattdessen Menschen aus dem Ausland holt und sie arbeiten lässt. Es gab so viel Arbeit in Deutschland, sie taten mir leid und ich sah es als unnötig an, dass sie ohne Arbeit auf der Straße lebten. Ich denke, der Staat hätte sich viel mehr um die Armen kümmern sollen. Als ich mich etwas mit der deutschen Geschichte beschäftigt hatte, war ich verwundert, weil ich hier nie mit Ausländerfeindlichkeit konfrontiert wurde. Deutsche sind für mich immer freundliche Menschen gewesen und ich habe sie nie als ausländerfeindlich empfunden.“

¹ Das Interview mit Fatima wurde in türkischer Sprache geführt. Deshalb sind die Interviewauszüge keine wörtliche Wiedergabe des Gesprächs.

Fatima war anfangs von den Menschen in Deutschland sehr beeindruckt. Sie empfand sie als freundlich und anständig. Die meisten Deutschen, so berichtete Fatima, die sie bisher kennen gelernt hat, sind sehr gute Menschen. Sie erzählte von einem alten deutschen Mann, der auch in ihrem Haus lebte. Sie und ihre Schwester unterhielten sich oft mit ihm, auch wenn es große Verständnisprobleme gab. Sie hatte das Gefühl, dass sie bei ihm willkommen waren.

In der Berufsschule hatte Fatima einige Kontakte zu deutschen Mitschülern. Dennoch blieben die „Türken“ meistens unter sich. Als Grund dafür sah sie vor allem sprachliche Probleme: Fatima versuchte durch einen Sprachkurs ihre Sprachkenntnisse zu verbessern, jedoch ohne großen Erfolg. Dieses Sprachdefizit bereitet ihr bis heute große Probleme im Umgang mit Menschen.

Deutsche Tugenden

Fatima: „Was mir bei den Deutschen sehr gefiel war, dass sie anständige und zuverlässige Menschen waren. Sie unterschieden nicht zwischen den Menschen, nicht zwischen dem Aussehen der Menschen oder ihrem Geschlecht. Sie respektierten die Menschen so, wie sie waren.

Natürlich gibt es vieles, das mich verändert und geprägt hat. Am meisten hat mich die Zuverlässigkeit und Tüchtigkeit der Deutschen beeinflusst. Sie geben allem noch einen Spielraum und nehmen nicht alles allzu ernst. Es ist schön zu sehen, dass sich Deutsche bei allem Mühe geben.

Die Gleichberechtigung hat mich sehr beeindruckt, vor allem der respektvolle Umgang mit Frauen. Frauen gehen hier genauso wie Männer zur Schule, zur Universität und zur Arbeit. Diese Gleichberechtigung hat mich sehr beeindruckt. Damals war es eher eine Ausnahme in der Türkei, wenn eine Frau lange zur Schule oder in die Universität ging.

Wenn man z.B. in der Türkei zum Arzt geht, wird man je nach Einkommensklasse behandelt. In Deutschland ist das Verfahren nicht ganz so. Ärzte behandeln jemanden so gut es geht, ohne nach dem Einkommen eines Menschen zu schauen.“

Mercedes und **Esmeralda** beschrieben, dass sie die Menschen in Deutschland als nett empfanden, aber ihnen die Mentalität und die offene Art der Spanier besser gefällt.

Mercedes berichtete, dass sie vor allem in der Schule gut aufgenommen wurde. Die Lehrer seien im Gegensatz zu den spanischen Lehrern, die ihr als „gemein und böse“ in Erinnerung blieben, viel lockerer und bemühten sich sehr, dass die spanischen Schüler die deutsche Sprache erlernten und integriert wurden. Auch die deutschen Mitschüler halfen. Sie schnitten Bilder aus Katalogen aus und schrieben die deutschen Wörter daneben. Jeden Tag übte ein anderes Kind deutsch mit Mercedes.

Esmeralda erzählte, dass sie sich anfangs wie von einem anderen Planeten fühlte. In Spanien standen immer alle Türen offen, es gab keine Türklingeln und man konnte überall hineingehen. In Deutschland stand Esmeralda ständig vor verschlossenen Türen. Sie fühlte sich dann wie ein „Monster“, weil die Leute sie höchstens durch einen Türspalt anguckten.

Die zweite Familie

Mercedes: „Ein sehr großes Problem war (...) für die, die lange hier alleine waren, tja...mmh, da hat sich ein zweites Mädel dazwischen gemacht. Die hatten alle oder viele wie eine zweite Familie hier. (...) Das kam natürlich durch die lange Zeit von der Familie getrennt (...) Einsamkeit sexuelle Bedürfnisse(...) (lacht) (...) Ja, das ist so (...) (lacht) (...) Dieses Problem war sehr stark vorhanden (...) heute zutage versteht man das, aber damals eigentlich nicht (...), die große Liebe kann es nicht sein aber es ist so (...) die Einsamkeit bleibt (...)so haben auch Viele versucht das zu verhindern. Viele Frauen wollten hierher, um das zu vermeiden (...).“

Kapitel 3.2

Ausgewählte Aspekte des neuen Lebens

Von der ersten zur zweiten Generation



Conzuela mit ihrer Familie

Das zum Teil zerrissene Zusammenleben im Familienverband und die damit verbundenen Geschichten sind Teile der Sozial- und Alltagsgeschichte. Sie gewähren uns einen tiefen Einblick in die Umstände der damaligen Zeit, in individuelle, persönliche Gegebenheiten und in Umwandlungsprozesse, die aufgrund der Migration stattfanden.

Es wird deutlich, wie zerrissen und unsicher der Beginn anfangs war, wenn die Familien über weite Strecken entfernt voneinander wohnten und sich nur selten sahen. Erst nach dem Anwerbestopp, den die Bundesregierung im Jahr 1973 erließ, holten viele hier arbeitende Migranten ihre Familie nach Deutschland. Wie die Familien trotzdem fest zusammenstanden, zeigt die Geschichte „Kindersegen“ eindrucksvoll, in welcher der Vater von Mercedes, wann immer es möglich ist, seine Frau und Kinder besucht. Nach Jahren, manchmal nach Jahrzehnten, sind die Familienmitglieder wieder vereint.

Es wird deutlich, mit wie viel Unsicherheiten und Anstrengungen die Anfangsphase in Deutschland für alle Familienmitglieder verbunden war. Und es wird deutlich, wie wichtig der Familienzusammenhalt ist, der sich zwar über die nationalen Grenzen hinweg verändert, aber doch in den meisten Fällen bestehen bleibt. Die Familiengeschichten der Interviewten vermitteln einen sehr persönlichen Einblick in ihr privates Familienleben (s. „Die Stierkampfarena“). Im Folgenden beschreiben wir dieses.

Dimitris lernte seine Frau, eine Sozialpädagogin, in einem griechischen Restaurant kennen, in dem er als Kellner arbeitete. Sie besuchte zu dem Zeitpunkt regelmäßig das Restaurant und wurde die Frau an seiner Seite. Mit ihr erlebte er den ersten Urlaub seines Lebens, sie fuhren nach Tirol. Nach einiger Zeit konnte er seinen Traum verwirklichen. Er eröffnete ein griechisches Restaurant, ein zweites folgte etwas später. Er sagte, sein Antrieb zur Arbeit sei nie Reichtum gewesen, er wollte nur seine Frau und Kinder glücklich machen. Dimitris hatte an der selbstständigen Arbeit im Restaurant Spaß, steckte viel Herzblut in die Läden und behandelte sein Personal, nach eigenen Angaben, ausgesprochen gut. Deshalb bedauerte er es, dass er eines Tages die Restaurants aufgrund finanzieller Schwierigkeiten aufgeben musste.

Mittlerweile wohnen Dimitris und seine Frau in Dortmund/Lüdenscheid. Seine vier Kinder haben eine gute Ausbildung erhalten. Eine seiner Töchter studiert in Kassel, ein Sohn in Stuttgart.

Paolo lernte seine jetzige Frau in den 70-er Jahren auf der Hochzeit eines guten Freundes kennen. Es war Liebe auf den ersten Blick, berichtete Paolo. Deshalb fand ihre Vermählung schon nach acht Monaten statt.

Paolo bekam mit seiner Frau einen Sohn und eine Tochter. Sie erzogen die Kinder zweisprachig, so dass die Beiden heute italienisch und deutsch sprechen. Paolos Tochter schloss die Realschule mit sehr guten Noten ab. Aus diesem Grund wäre es Paolo wichtig gewesen, dass sie eine weiterführende Schule besuchte. Doch sie entschied sich dagegen und arbeitete als Zahnarzthelferin. Danach bekam sie ein Kind. Heute arbeitet sie als Kassiererin in einem Supermarkt. Paolos Sohn arbeitete nach dem Schulabschluss zunächst bei VW. Heute ist er als Spezialist bei einer Autofirma angestellt. Mittlerweile hat Paolo vier Enkelkinder, die alle in Kassel aufgewachsen sind und auch heute noch dort wohnen. Paolo war, nach eigenem Bekunden, schon immer ein Familienmensch.

Er kümmerte sich trotz seines schweren Berufs immer um seine Familie, sogar in der Zeit, als er im 3 Schicht-System arbeiten musste. Auch heutzutage, betont Paolo, ist er immer für seine Frau und seine Kinder da.

Die Familie verbrachte schon immer ihren Jahresurlaub in Italien. Entweder fahren sie zu seiner Familie oder zu seinem Schwiegervater nach Kalabrien. Paolo und seine Frau haben nun beschlossen, dass sie für immer in Deutschland bleiben möchten. Sie haben sich ein kleines Haus in Kassel gekauft.

Anwerbestopp 1973

Pressemitteilung der Bundesregierung zum Anwerbestopp vom 27. November 1973: „Maßnahmen zur Eindämmung der Ausländerbeschäftigung“

„Das Bundesministerium für Arbeit und Sozialordnung teilt mit: Bundesarbeitsminister Walter Arendt hat die Bundesanstalt für Arbeit in Nürnberg mit Zustimmung des Kabinetts am 23. November 1973 angewiesen, zeitweilig keine Arbeiter aus dem Ausland mehr zu vermitteln“.

Quelle: Klaus J. Bade/ Jochen Oltmer (2004): Normalfall Migration. München

Carlos kannte seine heutige Ehefrau bereits aus Kindertagen, sie wuchsen im gleichen Ort auf.

Im Laufe der Zeit lernten sie sich lieben. Als Carlos die Möglichkeit hatte, nach Deutschland zu gehen, waren sie bereits verheiratet. Sie bekamen einen Sohn. Carlos Frau folgte ihm ein paar Jahre nach seinem Weggang nach Deutschland.

Lucio verließ Italien gegen den Willen seiner Eltern. Der Vater war von Anfang an dagegen, dass Lucio nach Deutschland ging. Seine Eltern konnten diese Entscheidung einfach nicht nachvollziehen. Trotz Lucios Weggang hielten sie weiterhin Kontakt. Lucio schickte seinem Vater aufgrund dessen finanzieller Schwierigkeiten regelmäßig Geld nach Italien. Lucios Vater starb 1976. Deshalb holte er seine Mutter nach Deutschland.

Lucio lernte, in den Jahren, in denen er in der Betriebsschlosserei tätig war, eine Spanierin kennen. Sie heirateten wenige Zeit später und bekamen zwei Söhne. Einer der Söhne studiert heute in Göttingen, der andere hat zwei Ausbildungen abgeschlossen.

Conzuela kam ohne ihre Eltern nach Deutschland. Ihr Vater wurde in Spanien politisch verfolgt und verbrachte lange Zeit im Gefängnis.

Der Ehemann von Conzuela bekam nach seiner Schulausbildung in Spanien die Möglichkeit, als Gastarbeiter in Deutschland, eine Ausbildung als Elektromonteur abzuschließen.

Conzuela hingegen hatte nie die Möglichkeit eine Schule zu besuchen.

Sie hat zwei Kinder, einen Sohn und eine Tochter. Der Sohn ist heute Tanzlehrer. Darauf ist Conzuela besonders stolz, denn es war ihr Traum Tänzerin zu werden. Ihr Sohn arbeitete zunächst im Ausland und gegenwärtig wieder in Deutschland. Conzuelas Tochter lebt heute in Düsseldorf und ist Physiotherapeutin.

Conzuela betonte, wie wichtig es ihr war, dass ihre Kinder eine gute Ausbildung machten. Es sollte ihnen nicht so ergehen wie ihr.

Fatimas Vater ging im Jahr 1970 nach Deutschland. Fatima beschreibt, dass er sich wie viele andere in seinem Alter, auf den Weg nach Deutschland machte, um Geld zu verdienen und dann wieder zurückzukehren. Viele seiner Freunde kehrten auch zurück, er war jedoch einer von denen, die Deutschland nicht wieder verließen.

Nach einigen Jahren folgten Fatima und ihre Familie dem Vater.

Nachdem Fatima viele Jahre in Deutschland gelebt hatte, lernte sie ihren türkischen Mann kennen. Sie versuchte mit ihm gemeinsam in Deutschland Fuß zu fassen. Obwohl es zu Problemen mit der Anerkennung des Studienabschlusses von Fatimas Mann kam, fand er schließlich eine Arbeitsstelle. Daher blieben beide in Deutschland. Fatimas Eltern begrüßten diese Entscheidung, denn Fatimas Schwester war wenige Jahre zuvor durch einen Verkehrsunfall ums Leben gekommen. Deshalb waren die Eltern froh, ihre andere Tochter in der Nähe zu haben.

Nach einem Jahr verlor Fatimas Mann seine Arbeit. Zu diesem Zeitpunkt war eine Rückkehr in die Türkei jedoch nicht mehr möglich, Fatima wurde schwanger und bekam ihr erstes Kind.

Nach einem Jahr Arbeitslosigkeit fand ihr Ehemann eine neue Arbeitsstelle.

Sie entschieden sich nun endgültig dafür, in Deutschland zu bleiben und ihre Kinder in Deutschland groß zu ziehen. Auch als Fatimas Eltern Ende der 80-er Jahre zurück in die Türkei gingen, blieben Fatima und ihre Familie in Deutschland. Fatima erzählte, sie hätten den Entschluss unter anderem deshalb gefasst, um ihren Kindern bessere Bildungschancen zu ermöglichen.

Die Stierkampfarena

Antonio: „Ja also (...) beeindruckt hat das Bett, das mein Vater für meine Mutter selbst gebaut hat (...)“

Esmeralda: „Das Bett hat dein Vater mit deinem Onkel selber gemacht. Ich hab noch ein Foto gemacht.“

Mercedes: „Beide sind nur 1,40m bis 1,50 m groß und das Bett 2 m mal 2 m (...) Da passte ja die ganze Familie rein, wie sone Stierkampfarena (lachen) Ja aber das ist heute noch so (...)“ (lachen, spanische Wörter, Lachen)

Antonio: „Ja, als mein Vater noch an der Arbeit war (...) da haben wir zu viert oder zu fünft in einem Bett geschlafen.“

Mercedes Vater kam bereits in den 60-er Jahren das erste Mal nach Deutschland. Er fand Arbeit in einem Betrieb in Hofgeismar. Mercedes Onkel, der Bruder des Vaters, arbeitete im selben Betrieb. Anfangs lebten sie in Massenlagern, in Baracken, wo sie sich teilweise ein oder zwei Zimmer zu fünft oder sechst teilten. Am Anfang gab es einen Dolmetscher, der dafür sorgte, dass ein Deutschkurs angeboten wurde. Dieser kümmerte sich auch um die formalen Dinge.

Da die Männer eigentlich vorhatten, nur das „schnelle Geld“ zu verdienen und dann Deutschland wieder zu verlassen, integrierten sie sich nicht wirklich in die deutsche Gemeinschaft, sondern blieben unter „ihres Gleichen“.

Als sich in Spanien die Arbeitssituation nicht besserte, entschlossen sich die Männer, ihre Familien nach Deutschland zu holen. Voraussetzung dafür, so berichtete Mercedes, war der Nachweis eines festen Wohnsitzes. Nachdem Wohnungen gefunden waren, gründete Esmeralda in Deutschland mit ihrem Mann eine Familie. Auch Mercedes, die damals noch ein Kind war, heiratete später und bekam drei Kinder. Beide Frauen sind seit 1974 in Hofgeismar beheimatet.

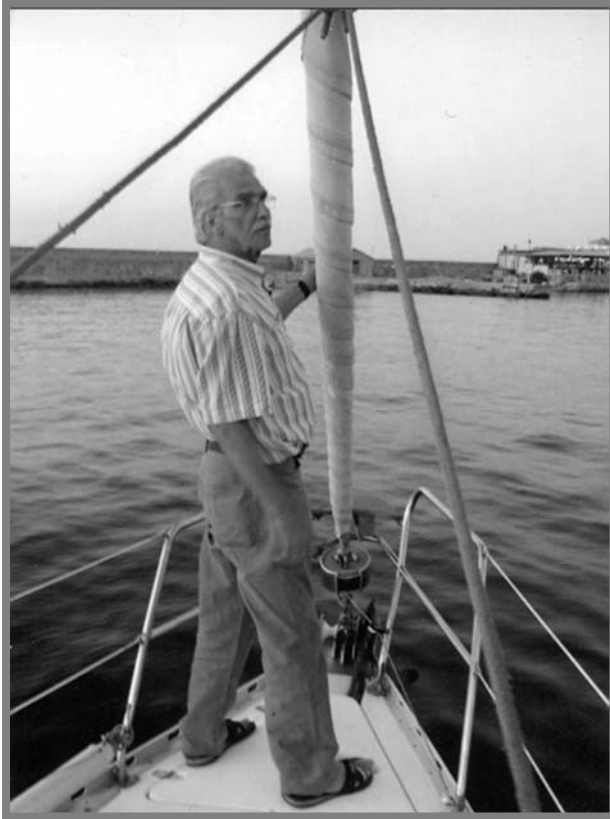
Kindersegen

Mercedes: "Also von dem Jahrgang her (...) entweder ist mein Vater 63 das erste mal oder 62 und dann hinterher 64 für 2 bis 3 Jahre. Wir also alle Kinder sind noch in Spanien geboren (...) jedes Jahr kam er wieder und jedes Jahr ein neues Kind (lacht). Und das letzte Jahr dann entstand kein Kind (...) er blieb dann mindestens für 3 Monate (...) und meine Schwester ist an Hirnhautentzündung erkrankt und es heißt sie solle sterben. Da musste er natürlich zurück, da hatte er keine Geld und nix mehr gehabt (...) das musste er sich sogar borgen. Früher war es auch so die Flüge waren natürlich sehr sehr sehr teuer. Dann ist er zurück und die ganzen Kosten das wurde dann privat gehandhabt weil das ist jetzt so und das war früher so wer gut behandelt werden wollte der musste privat versichert sein. Das heißt, wenn kein Geld da war (...) naja dann hat er sich das Geld geborgt (...) zurück nach Spanien und die Kleine ist nicht gestorben sie war nur sehr sehr krank und es hieß sie würde sterben und zum Glück ist sie nicht gestorben und dann entstand die sechste" (lacht)

Kapitel 3.2

Ausgewählte Aspekte des neuen Lebens

Rückblick oder „Ich bin ich ...“



Dimitris auf einem Segelturn

Jeder Mensch ist einzigartig. Deshalb ist auch die Bewertung nach Deutschland einzuwandern einzigartig von individuellen Situationen und Erlebnissen geprägt. Jeder Gesprächspartner und jede Gesprächspartnerin blickt mit der ihr oder ihm eigenen Auge zurück. Beinahe alle unsere Probanden und Probandinnen bewerten den Entschluss, ihre Heimat zu verlassen und nach Deutschland zu kommen, zunächst einmal positiv. Trotzdem haben einige der Interviewten den Entschluss gefasst, ihren Lebensabend im ursprünglichen Heimatland zu verbringen. Sie fühlen sich zu Verwandten und Freunden hingezogen. Das wärmere Klima scheint ebenfalls eine erhebliche Rolle zu spielen, wie in der Geschichte „Glücklich in Kassel“ deutlich wird.

In einer abschließenden Bewertung sprechen die meisten Interviewten ihre gefühlte Zugehörigkeit zu zwei Ländern an. Manchmal empfinden sie diese als Zerrissenheit und bemängeln die fehlende Akzeptanz in der neuen (s. „Gast als Arbeiter“), wie der alten und neuen Heimat (s. „Eine Spanierin, eine Deutsche“ und „Eine Türkin, eine Deutsche“ und „Die Deutschen kommen wieder“). Manchmal entsteht jedoch ein neues Selbstbewusstsein. Dieses vereint die vielen Vorteile in sich, wenn man sich in zwei Kulturen auskennt und in beiden Gesellschaften verwurzelt ist. Eine unserer Gesprächspartnerinnen erkannte die damit verbundenen Werte und äußerte dies auch selbstsicher. Darauf weist der Satz „Ich bin Ich ...“ in der Geschichte „Heimat bin ich“ hin. Im Folgenden lassen wir unsere Gesprächspartner und – partnerinnen ihr persönliches Fazit ziehen.

Dimitris sagt, dass sein Leben erst in Deutschland so richtig begonnen hat. Sein Lebensweg nach dem ersten Jahr in Deutschland war, so meint er, geprägt vom Streben nach Glück. Zwar erlebte auch er Niederlagen. Trotzdem hat er, so seine abschließende Bewertung, sein Glück in familiärer und auch beruflicher Hinsicht in dem neuen Land gefunden. Die Verbundenheit mit seiner alten Heimat Chania auf Kreta ist für ihn und seine Familie nach wie vor wichtig. Aber die Migration nach Deutschland bereut er rückblickend nicht.

Paolo dachte niemals darüber nach, zurück nach Italien zu gehen. Er wollte immer in Deutschland Geld verdienen und dann als Rentner in seine italienische Heimat zurückkehren. Mittlerweile ist er im Ruhestand und könnte zurückkehren. Aber nun möchte er Deutschland nicht mehr verlassen. Er würde sonst seine Familie zu sehr vermissen. Paolo sieht Deutschland als sein Zuhause: er wohnt dort und fühlt sich zufrieden und integriert. Er ist stolz auf das, was er sich in Deutschland aufgebaut hat. Er hat das Gefühl etwas Sinnvolles aus seinem Leben gemacht zu haben.

Rückblickend gesteht er sich aber einen Fehler ein. Er meint, dass er damals die deutsche Sprache hätte besser lernen müssen. Zudem gibt Paolo ganz ehrlich zu, dass er in der Vergangenheit noch weitere Fehler gemacht. Gleichzeitig betont er, „...dass kein Mensch fehlerfrei ist.“

Paolo vertritt die Meinung, dass jeder Mensch selber dafür verantwortlich ist, ob er die fremde Kultur annimmt und dann von der einheimischen Bevölkerung akzeptiert wird. Er glaubt, wenn man in ein fremdes Land einreist, müsse man sich an dessen Kultur anpassen. Ansonsten könne man schnell von den Einheimischen ausgegrenzt werden.

Abschließend betont er, dass er den Schritt nach Deutschland zu gehen, immer wieder machen würde. Denn er ist mit seinem jetzigen Leben sehr zufrieden und stolz darauf, was er sich aufgebaut hat: Er hat eine Frau, zwei Kinder und vier Enkelkinder und ein eigenes Haus in Deutschland. Über seine familiäre Situation freut er sich am meisten. Im Grunde genommen, davon ist Paolo überzeugt, hat er seinen Traum verwirklicht.

Carlos hatte eigentlich nie vor, in Deutschland zu bleiben. Doch jetzt ist er sehr glücklich in seiner neuen Heimat und es ist sein zweites Zuhause geworden. Er ist zwar kein reicher Mann, aber er hat ein Haus in Spanien gebaut, seinen Kindern eine gute Berufsausbildung mit auf den Weg gegeben und viele tolle Freunde gefunden. Er und seine Frau planen im Rentenalter nach Spanien zurückkehren, zu ihrer Familie.

Glücklich in Kassel

Carlos: *„Also insgesamt (...) kann ich wohl sagen, ist mir gut gegangen, hier ich bin glücklich hier gewesen, ich werde Kassel nie vergessen! Ich werde Kassel nie vergessen, Kassel ich 40 Jahre gelebt und in Spanien nur 20 (...) Kassel werde ich nie vergessen. aber es ist so, sag mal, dass es eine normale Sache ist, dass man zurück gehen will, es gibt auch viele deutsche alte Leute, die nach Spanien ziehen will später.“*

Lucio ist der Meinung, dass er seinen gegenwärtigen Lebensstandart ohne die Arbeitsjahre in Deutschland nicht erreicht hätte.

Wenn ihn allerdings heute jemand fragen würde, ob er noch mal bereit wäre nach Deutschland zu gehen, würde er „Nein“ sagen. Wäre er damals in Italien geblieben, hätte er, so seine feste Überzeugung, seinen Kindheitstraum verwirklichen können: Er würde wahrscheinlich in einem Laboratorium oder als Lehrer arbeiten.

„Gast als Arbeiter“

Lucio: *„Im ersten Moment sind wir Migranten von Sozialarbeitern manipuliert wurden, wie beispielsweise von der Caritas (...). Das Wort Gastarbeiter wurde einfach ständig gebraucht. Ich hatte am Anfang große Schwierigkeiten damit. Ich dachte ich bin Gast (...) und gehöre nicht wirklich dazu (...). Durch meine politische Arbeit in der Gewerkschaft, im Ausländerbeirat und in der SPD, habe ich aber sogar in Kassel Kontakt zu Neonazis bekommen, was andere Deutsche vielleicht nicht hatten (...). Also (...) denke ich heute, dass Gastarbeiter mehr oder weniger berechtigt war. So wie viele Leute den Begriff des Gastarbeiters darstellen, sehe ich es nicht. Wir sind auf diese Weise nach Deutschland gekommen (...). Es war nicht vereinbart, dass wir länger bleiben, also ist der Begriff schon berechtigt.“*

Conzuela blickt positiv auf ihre 37 Jahre in Deutschland zurück. Doch sie sagt auch, dass sich in diesem langen Zeitraum die Lage in Deutschland geändert hat. Sie hat das Gefühl, dass die heutige Situation in Deutschland, der früheren Situation in ihrem Heimatland Spanien ähnelt. Sie blickt auf die vielen Arbeitslosen und meint, die Menschen interessieren sich nur noch für sich selbst. Conzuela und ihr Ehemann planen in Kürze wieder nach Spanien zurückzugehen. Trotzdem hält Conzuela die Entscheidung nach Deutschland zu gehen und dort einen Teil ihres Lebens zu verbringen für richtig. Sie sagt, dass dies das Beste für ihre Kinder war, da sie in Deutschland eine gute Ausbildung erhielten. Conzuela hat beobachtet, dass die Zeit in Deutschland sie verändert hat. Dies merkt Conzuela besonders, wenn sie ihre Verwandten und Bekannten aus Spanien besucht. Diese sind der Ansicht, dass Conzuela und ihr Ehemann nicht mehr spanisch sondern eher deutsch wirkten und eine andere Mentalität bekommen hätten.

Eine Spanierin, eine Deutsche

Conzuela: „Und die Leute in Spanien sagen, ja, die Deutschen sind schon da, ein bisschen ruhig sein. Und wir sagen, Mensch, wir sind keine Deutsche, aber es ist so.“

Fatima ist sich nicht sicher, ob sie noch einmal nach Deutschland einwandern würde. Sie sagte, dass sie als Kind nach Deutschland kam und nicht gefragt wurde. Heute jedoch würde sie sich gegen eine Einwanderung nach Deutschland entscheiden. Sie berichtete aber auch, dass ihr die Rückkehr mit der Zeit immer schwerer fiel, da sie in Deutschland neue Freunde kennen gelernt hätte.

Fatima geht davon aus, dass die wenigsten Migranten nach Deutschland gekommen wären, wenn sie gewusst hätten, dass sie nie wieder zurück in die Türkei gehen würden. Ihre Eltern haben es jedoch nie bereut. Sie würden noch einmal das Gleiche tun. Heute führen sie ein angenehmes Leben in der Türkei, das sie sich nur durch die jahrelange Arbeit in Deutschland ermöglichen könnten. Ihr Vater erzählt heute noch stolz, wie er damals das erste Mal nach Deutschland kam und welche Erlebnisse ihn gerade am Beginn seines Aufenthaltes bewegten. Als Fatima in Deutschland ankam, hatte sie nicht viele Wünsche. Als sie dann später anfangen, sich Gedanken über ihre Zukunft zu machen, konzentrierte sie sich auf die Türkei: Fatima stellte sich ihr Leben dort vor. Sie wollte noch einmal in eine türkische Schule und ihr fehlendes Wissen nachholen.

Auch wenn Fatima momentan in Deutschland zufrieden ist, will sie, sobald ihre Kinder erwachsen sind, wieder zurück in die Türkei gehen. Das wärmere Klima reizt sie. Außerdem wären Freunde und Verwandte in der Nähe. Das Leben hier empfindet sie manchmal als monoton.

Eine Türkin, eine Deutsche

Fatima: „Ich entfremdete mich immer mehr, je länger ich hier gelebt habe. Zwar bin ich noch immer Türkin, aber für die Türken in der Türkei nicht mehr. Für die bin ich eine Deutsche oder etwas dazwischen, aber keine richtige Türkin mehr. Ich bin in beiden Ländern eine Fremde. Für die Türken die Deutsche und für die Deutschen die Türkin.“

Mercedes und **Esmeralda** sind sich nicht sicher, ob sie nochmal nach Spanien zurückkehren würden. Sie finden manche Sachen in Spanien besser und manche in Deutschland. Außerdem haben sie mittlerweile mehr Jahre ihres Lebens in Deutschland als in Spanien verbracht und fänden es schwierig, wieder zurück zu gehen.

Die Deutschen kommen wieder

Esmeralda: „Wenn ich in Spanien Urlaub mache sagen die Spaniere: Allemanes, Allemanes kommen vom Urlaub, die Deutschen kommen vom Urlaub wieder zurück. Keiner sagt die Spanier, sie sagen die Deutschen kommen wieder.“

„Heimat bin ich“

Mercedes: „Ja, wir sind eigentlich heimatlos. Aber im Prinzip ist was man daraus macht, ne. Hier sind wir praktisch keine Deutsche und da sind wir keine Spanier, aber das stört mich weiter nicht. Ich bin ich..., es ist mir egal was sie daraus machen, ne!“

Anhang

PAOLO

Alter: 64 Jahre
Geschlecht: männlich
Schulbildung: 8 Jahre Grundschule in Italien
Kinder: 2 Kinder

Zeitpunkt der Einreise: 15. März 1966

**Familienstand
(z. Z. der Einreise / gegenwärtig):**

Ledig / verheiratet

**Berufliche Tätigkeit
(Herkunftsland / gegenwärtig):**

Fliesenleger / 2 Jahre Gartenbau;
2 Jahre Härterei;
34 Jahre VW

**Wohnort
(Herkunftsland / gegenwärtig):**

Italien / Kassel

Lucio

Alter: 58 Jahre

Geschlecht: männlich

Schulbildung: Mittelschule

Kinder: 2 Söhne

Zeitpunkt der Einreise: Juli 1968

**Familienstand
(z. Z. der Einreise) / gegenwärtig):**

Ledig / verheiratet

**Berufliche Tätigkeit
(Herkunftsland) / gegenwärtig):**

Hilfsschlosser / Maschinen- und
Betriebsschlosser;
Industriemeister

**Wohnort
(Herkunftsland) / gegenwärtig):**

Italien / Kassel

Carlos

Alter: 62 Jahre

Geschlecht: männlich

Schulbildung: Hauptschulabschluss in Deutschland

Kinder: 2 Kinder

Zeitpunkt der Einreise: 3. Oktober 1968

**Familienstand
(z. Z. der Einreise / gegenwärtig):**

Ledig / verheiratet

**Berufliche Tätigkeit
(Herkunftsland / gegenwärtig):**

Steinmetz / Elektriker,
Taxifahrer,
Kellner,
Hausmeister

**Wohnort
(Herkunftsland / gegenwärtig):**

Spanien / Kassel

Conzuela

Alter: 64 Jahre

Geschlecht: weiblich

Schulbildung: nicht vorhanden

Kinder: 2 Kinder

Zeitpunkt der Einreise: 25. Dezember 1970

**Familienstand
(z. Z. der Einreise) / gegenwärtig):**

Verheiratet / verheiratet

**Berufliche Tätigkeit
(Herkunftsland) / gegenwärtig):**

nicht vorhanden / 30 Jahre Reinigungskraft,
arbeitslos

**Wohnort
(Herkunftsland) / gegenwärtig):**

Spanien / Kassel

Dimitris

Alter: 67- 70 Jahre (da Geburtsdatum nicht bekannt)

Geschlecht: männlich

Schulbildung: Gymnasium

Kinder: 4 Kinder

Zeitpunkt der Einreise: 02. Februar 1965

Familienstand: verheiratet

Berufliche Tätigkeit

(Herkunftsland / gegenwärtig):

Bauer auf Baumplantagen / Textilunternehmen, Buchbinderei, Taxifahrer, Schauspieler im Theater, Kellner; seit 3 Jahren Angestellter in einem Parkhaus (Überwachung, Personal- und Kundenbetreuung, Reparaturarbeiten)

Wohnort

(Herkunftsland / gegenwärtig):

Griechenland / Kassel; Dortmund

Esmeralda

Alter: 58 Jahre

Geschlecht: weiblich

Schulbildung: nicht vorhanden

Kinder: 1 Kind

Zeitpunkt der Einreise: 15. – 19. Februar 1974

Familienstand: verheiratet

Berufliche Tätigkeit:
(Herkunftsland / gegenwärtig):

nicht vorhanden / Reinigungskraft

Wohnort
(Herkunftsland / gegenwärtig):

Spanien / Kassel

Mercedes

Alter: 44 Jahre

Geschlecht: weiblich

Schulbildung: mittlere Reife

Kinder: 3 Kinder

Zeitpunkt der Einreise: 19. Februar 1974

Familienstand: verheiratet

Berufliche Tätigkeit
Herkunftsland / **gegenwärtig:**
nicht vorhanden / Verkäuferin

Wohnort
Herkunftsland / **gegenwärtig:**
Spanien / Kassel

Interviewsituation: Dimitris

Das Interview wurde am 14.12.2008. geführt. Es fand in Kassel, in dem WG-Zimmer der Tochter von Dimitris statt. Anwesend waren Dimitris, die Tochter von Dimitris, eine Interviewerin und eine Beobachterin. Das Interview dauerte ca. zwei Stunden.

Besonderheiten

Während des Interviews bat der Interviewte aus emotionalen Gründen um eine kurze Pause. Nach dieser Pause ging das Interview normal weiter.

Interviewsituation: Paolo

Das Interview mit Paolo fand bei ihm zuhause statt. Es waren noch seine Ehefrau und die Interviewerin anwesend. Das Interview dauerte ca. drei Stunden.

Besonderheiten

Während des Interviews herrschte eine lockere Atmosphäre. Zu Beginn empfing Paolo die Interviewerin herzlich und er bot ihr italienischen Espresso an.

Der Interviewte fing von sich aus an über seine Lebensgeschichte zu erzählen. Aus emotionalen Gründen bat Paolo, das Interview zu unterbrechen. Nach einer Pause wurde das Interview normal weitergeführt.

Interviewsituation: Carlos

Das Interview wurde am 03.12.2008 im Schlachthof in Kassel geführt, und es dauerte ca. eine halbe Stunde. Während des Interviews waren Carlos, der Interviewende und die Beobachterin anwesend.

Besonderheiten

keine

Interviewsituation: Lucio

Das Interview fand am 29.11.2008 in der Wohnung von Lucio in Kassel statt. Bei dem Interview waren Lucio und die Interviewerin beteiligt. Es dauerte ca. eineinhalb Stunden.

Besonderheiten

Das Interview wurde per Video aufgezeichnet. Der Interviewte „verzettelte“ sich aus emotionalen Gründen häufiger, deshalb leitete die Interviewerin das Gespräch von Zeit zu Zeit.

Interviewsituation: Conzuela

Das Interview fand im Schlachthof in Kassel am 16.12.2008 statt. Anwesend waren Conzuela die Interviewerin und ein Beobachter. Es dauerte ca. eine dreiviertel Stunde.

Besonderheiten

Conzuela tauchte bei dem ersten vereinbarten Termin nicht auf. Ein neuer Termin wurde vereinbart, an welchem das Interview dann statt fand.

Interviewsituation: Fatima

Das Interview wurde am 29.12.08 um 16.00 Uhr geführt und dauerte ca. eine dreiviertel Stunde. Das Gespräch fand bei der Familie von Fatima, im Esszimmer statt, mit einem Interviewer und einer Beobachterin.

Besonderheiten

Vor, während und nach dem Interview bot Fatima Tee an.

Zu Beginn des Interviews wirkte Fatima sehr angestrengt, sie rutschte auf ihrem Stuhl hin und her und spielte mit ihren Fingern. Es stellte sich heraus, dass sie die deutsche Sprache nur wenig beherrscht. Glücklicherweise sprach der Interviewer fließend türkisch, woraufhin das Interview auf türkisch geführt wurde. Dies entspannte die Situation erheblich und Fatima erzählte offen und freundlich.

Zwischenzeitlich steckte ein kleiner grauhaariger Mann den Kopf in die Tür und fragte in einem guten Deutsch scherzhaft, was denn hier los sei.

INTERVIEWSITUATION: ESMERALDA UND MERCEDES

Das Interview fand am 25.11.2008 in Hofgeismar um 16:00 statt. Es dauerte ca. 1 Stunde. Anwesend waren die zwei Interviewten Esmeralda und Mercedes, der Sohn von Esmeralda Antonio (Dolmetscher), die Interviewerin und drei Beobachter.

Besonderheiten

Anfangs verlief das Interview sehr chaotisch, da sich die Interviewten und die Interviewerin erst an die ungewohnte Situation gewöhnen mussten. Es gab auch ein sprachliches Problem, da Esmeralda im Gegensatz zu Mercedes die Fragen der Interviewerin nicht richtig verstand und Schwierigkeiten hatte, die Antworten in der deutschen Sprache zu geben. Aus diesem Grund schaltete sich ihr Sohn Antonio ein. Er dolmetschte, wann immer es nötig war.

Die Interviewerin und Interviewten kennen sich privat. Dies führte zu einer vertrauten Situation.

Durchführung der Interviews

Khalida Ahmed
Mieke Böttger
Daniela Diefenbach
Michaela Donath
Hüseyin Fuat Sahin
Daniel Haunstetter
Sabine Hopf
Janina Kurth
Christiane Low
Lisa Meyer
Elisabeth Rödiger
Irene Scherbinski
Franziska Schmidt
Marc Ullrich

Redaktion und graphische Gestaltung

Susanne Behle
Emek Bozkurt
Mieke Böttger
Michaela Donath
Christina Hammes
Esmeralda Herbrich
Sabine Hopf
Janina Kurth
Christiane Low
Samantha Marx
Lisa Meyer
Elisabeth Rödiger
Isabel Scholz
Korbinian Weber
Antje Wottke

Fotonachweis:

Für die Veröffentlichung der Fotografien aus dem Privatbesitz der Gesprächspartnerinnen und Gesprächspartner bedanken wir uns herzlich.